Mein Junge und ich

Meta Schoepp



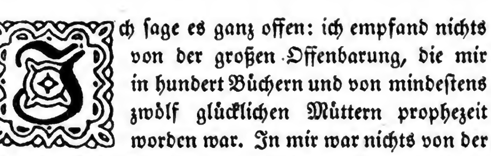




Mein Junge und ich

Von Meta Schoepp

Berlin W. 30
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
G. m. b. H.



Ich sage es ganz offen: ich empfand nichts von der großen Offenbarung, die mir in hundert Büchern und von mindestens zwölf glücklichen Müttern prophezeit worden war. In mir war nichts von der jubelnden Seligkeit, von der unsagbaren Wonne, die ich fest erwartet hatte; mein Mann kniete auch nicht neben meinem Bett und küßte nicht meine herabhängende, bleiche Hand oder stammelte gar Dankesworte für das holde Wunder, das ich ihm geschenkt — was ich auch fest erwartet hatte; er ist Arzt und sieht so etwas als ganz natürlich an. Er telegraphierte die Geburt in die Welt hinein, als wenn auf den Jungen ein Herrscherthron wartete, trank zu seiner Stärkung Sekt, als wenn *er* sich von der Anstrengung erholen müßte, und betrug sich überhaupt so, als habe er die Bataille gewonnen. Ich erinnere mich, daß ich empört war. Es muß doch etwas wundervoll Ausgleichendes haben, wenn mit den physischen Leiden des Weibes die psychischen des Mannes gleichen Schritt halten. Wenn er — wie ich das oft gelesen habe, händeringend aus einem Salon in den andern irrt, die schrecklichsten Beschuldigungen gegen sich selbst ausstößt, an der Tür lauscht, hinter der für ihn ein heiliges Mysterium sich verbirgt — und überhaupt,

wenn er auch ein bißchen Angst hat. Ich habe das Glück nicht kennen gelernt. Halbstündlich erschien er, versichernd, daß alles normal wäre und daß es natürlich nicht anders zu erwarten sei. Und als der Junge da war, sagte er lachend — „habe ich's nicht gleich gesagt?", verordnete größte Ruhe — und besorgte die Telegramme. Ich aber lag in dem halbdunklen Zimmer und sah — ich erinnere mich ganz deutlich — sah ängstlich auf qas Bündel Leben, von dem der Vater gesagt hatte, daß es ein bildhübscher Junge sei. Lieber Gott, das nannte er bildhübsch! Nie hatte ich so was Häßliches gesehen! — „Und was er für 'ne Lunge hat," sagte der Vater, als das Ding nach einem Klaps einen quäkenden Ton von sich gab. Auch die Frau sagte, ich könnte stolz darauf sein; und sie hätte schon viele Kinder gesehen; aber so ein Kind noch nicht. Ich war ganz bestürzt. Ich hatte so viele Theorien über Vater- und Mutterliebe gelesen; daß Vaterliebe eine Gewohnheit, Mutterliebe aber Naturkraft sei — und nun war alles anders. Nur die Liebe konnte dieses Kind für schön ansehen — aber ich empfand diese Liebe nicht. Vielleicht — dachte ich — fehlt mir die überschwängliche Glückseligkeit normaler Mütter; oder noch schlimmer — mein Bruder hatte recht, wenn er sagte, daß das Heiligste in des Weibes Seelenleben mir versagt sei. Neben diesem niederschmetternden Gedanken bewegte mich auch ein gut Stück Eitelkeit: ich war gewiß keine Schönheit. Aber

wenn es heißt, daß die Söhne der Mütter Ebenbilder sind, mußte das einen hübschen Rückschluß geben.

Und richtig. Die erste gute Freundin, die mit einer alten Taube ankam — ich habe siebzehn Tauben bekommen! — war denn auch geradezu hingerissen von der Ähnlichkeit. Der Mutter wie aus den Augen geschnitten! Wie stolz ich sein müßte! Und wie sich wohl der Vater freute! Man sollte es nicht glauben, was man sich gefallen lassen muß, wenn man so hilflos daliegt! Und dann erzählte sie mir, wie ihr Kind gewesen. So glatt und zart und weiß und blonde Locken! Der reine Engel! Und so klug! Und gar kein Geschrei! Man hätte gar nicht denken sollen, daß es ein neugeborenes Kind sei. Ich erfuhr später von der empörten Wärterin, daß die Freundin einer Dame, die auch eine Taube brachte, noch auf der Treppe erzählte, das Kind habe entschieden einen Wasserkopf; der arme Vater sei zu bedauern. Wundern könne man sich natürlich über nichts — das käme eben davon. Das letzte bezog sich auf meine schriftstellerische Tätigkeit.

Aus jener Zeit stammt mein lebhaftes Mißtrauen gegen jede Art von Tauben und gegen einige Arten freundschaftlicher Visiten.

Wieviele Tränen in das Wasser fielen, wenn ich den Jungen badete! Von dem Dutzend Mütter hatte ich erfahren, welche wonnigen Freuden all die physischen Dinge verursachen, die man dem kleinen Wesen

erweist. Ich vermißte sie bei mir nach wie vor. Eine schmutzige Windel blieb mir durchaus unangenehm; immer suchte ich nach des Kindes Seele — und erkannte, daß es einzig und allein der Magen war, um den sich alles drehte; ich suchte nach dem Abbild der Gottheit — und Darwin antwortete, daß der Mensch von einem behaarten, geschwänzten Vierfüßer abstammt, der wahrscheinlich ein Beuteltier zum Vorfahren hat; dieses aber stammt von einem amphibienähnlichen Wesen, wonach der Urerzeuger ein Wassertier gewesen sein muß — — wie ein Frosch aber geberdete sich das Kind im Wasser.

„Glaubst du, daß es normal ist?" fragte ich meinen Bruder ängstlich. Meinem Mann wagte ich die Frage gar nicht zu stellen.

„Vorläufig —" sagte er mit eigentümlichem Nachdruck und drehte hochmütig den blonden Schnurrbart; „der männliche Einfluß scheint ja in eurer Ehe überwiegend zu sein."

Auch das kommt von der Schriftstellerei. Er meint, daß dieser Beruf gleich nach dem Pferdestehlen rangiert und kann es immer noch nicht verstehen, wie ich in seine Familie geriet. Er begegnet allem, was ich sage und tue mit Mißtrauen.

Aber Mutter nicht. Mutter war glücklich, selig. Ihre dunklen Augen strahlten; am liebsten wäre sie wohl mit dem Jungen herumgetanzt. „Das hätte ich

der Meta nie zugetraut!“ sagte sie, und betrachtete ihn wie ein Wunder.

Und ich wiederholte meine Frage. Und ob er so sei wie andere Kinder. Und ob sie ganz bestimmt glaube — —

Und nun hörte ich's; sie war ganz außer sich.

— „Ihr wart ja auch alle reizend; das kann man nicht anders sagen. Aber so wie der Junge — — nein. Ganz gewiß nicht. Und diese Klugheit! Der versteht ja heute schon jedes Wort! Ich will euch gewiß nicht zu nahe treten. Aber so war keins von euch!“ Man sollte es nicht für möglich halten: um des Enkels willen verleugnete diese so zärtliche Mutter ihre eigenen Kinder!

Und Emma stimmte ihr voll bei. Hundertmal sagte sie — „ne, so 'n schönes Kind! Und wenn nun erst die ollen schwarzen Haare weg sind — —“

„Ja, Emma — aber die Nase!“ sagte ich. Wie ein kleiner Pfropfen war sie.

„Die wächst sich doch aus!“ sagte Emma.

„Aber er hat doch so einen großen Mund!“

„Den haben alle kleinen Kinder.“

„Und der Kopf sieht aus — wie eine Melone — —“

„Ich kann nichts von einer Melone sehen. Aber daß Frau Doktor als Mutter nicht selbst sieht, wie schön das Kind ist — —“ und sie betrachtete es ganz verliebt. Ich aber fühlte, wie ich blaß wurde.

In allem Ernst — ich habe unsäglich unter dem Bewußtsein gelitten, ein abnormes Empfinden zu besitzen.

Trotz der mangelnden Liebe gedieh der Junge. Ein mir befreundeter Kinderarzt sagte — „dank der mangelnden Liebe". Denn das Kind wurde nicht geherzt und gedrückt, geküßt und geliebkost — es lag ganz ruhig und vernünftig in seinem Bettchen und hatte nichts zu tun als sich zu entwickeln. Es wurde gebadet, trank, schlief — wurde auf einen weinumrankten Balkon gestellt, dessen Blätterwand die Sonne nur mühsam durchbrach, und unterhielt sich auf seine Weise. Betrachtete seine rosigen Fingerchen, sagte wie in leisem eintönigem Gesang unzählige Male — de — de — de — de — tat, als wenn es lächeln wollte und schlief ein. Neben seinem Wagen lagen Lord, ein Setter edelster Abstammung und Fips, eine spitzartige Mißgeburt und schliefen auch. In den Bäumen sangen die Vögel. Leise, leise bewegte der Wind die Blätter. Ich dachte — — „ich will doch seidene Gardinen kaufen, trotzdem sein Vater für spartanische Erziehung ist. Wenn ihm schon die große Liebe fehlt, soll er wenigstens äußerlich Ersatz haben."

Als die Apfelblüte begann, wurde der Wagen in den Garten geschoben, und der Junge sah gerade in die weiße Pracht, die unser Herrgott ins Leben gerufen. Die Bienen surrten und summten, der weißrosa Blütenhimmel duftete, der tiefblaue Himmel lachte über der Erde Frühlingspracht. Auf einem

Mauerpfeiler hockte ein grauer Kater und beobachtete aus grünen Schlitzaugen den Fips, sichtbar froh, daß der ihn noch nicht entdeckt hatte. Nur Emma warf einen düsteren Schatten in all die Schönheit. Sie saß als Zerberus mit ihren hundertsiebzig Pfund am Garteneingang, und wenn nur einer hustete, fuhr sie schon wütend auf ihn los. Und wenn einer das Kind ansehen wollte, hieß es, Frau Doktor hats verboten. Und wenn ein leiser Windstoß Blütenregen über Kind und Wagen warf, schlich sie leise näher, — ob es wohl aufgewacht sei. Wenn das Kind träumte, kann es nur von Sonnenschein und Himmelsblau geträumt haben; von gutmütiger Treue, die die listige Falschheit schreckte und von einem großen Brummer, der sich immer wieder das Kind ansehen wollte und immer wieder von Emma verscheucht wurde. Ich saß in der Laube, las Ellen Keys geistreiche Sätze vom Kinde und dachte — bis zum dritten Jahr wird er wohl im Wagen liegen. Er wird gar nicht soviel Unruhe machen. So 'n Kind schläft ja meistens. Aber wenn das alles richtig ist, was Ellen geschrieben hat, ist es für mich entsetzlich traurig.

In dieser Laube und an so einem Frühlingstag erfuhr ich, daß mein Sohn eine Metamorphose durchgemacht hatte. Seit einiger Zeit schon war mir aufgefallen, daß die teilnehmenden Mütter mich weniger wohlwollend ansahen wie bisher; sie sagten nicht mehr entzückt — was für ein liebes Kind! Und wie es

Ihnen ähnlich ist! Sie hatten kühle Blicke für das Kind und fragten Emma, wieviel es wiege. Und wieviel Strich es aus der Flasche trinke. Wobei Emma immer übertrieb.

An so einem Frühlingstag also ging ein Bekannter vorüber, dessen Freundschaft für uns erkaltet war, seitdem wir den Jungen hatten. Emma meinte, weil er zwei Mädchen hat. Aber dafür konnte ich doch nichts. Er warf einen Blick auf mein Kind und sagte, ganz verblüfft — „Aber das ist ja ein hübscher Bengel geworden! Jetzt sieht er ja dem Vater ähnlich!" Ich bin ehrlich genug, zu versichern, daß ich keine Freudentränen darüber vergoß. Ich fand den Mann äußerst rücksichtslos und war ganz zufrieden, daß der Verkehr nicht mehr so lebhaft war wie früher.

Wie er hieß? „Fritz". Ganz kurz und bescheiden — „Fritz". Meine Waschfrau sagte — „Daß Frau Doktor so 'nem armen Kind aber so einen gemeinen Namen gibt, ist nicht recht. So was hängt dem Kind an. Bei Doktor Müller heißt der Jüngste Eberhard. Es ist nichts dran an ihm. Beine wie 'n Streichholz. Und wenn er schreit, wird er blau. Aber Eberhard klingt doch nach was —"

„Der Name macht es nicht," sagte ich.

„Doch. Wenn er wenigstens Viktor hieße. Oder Waldemar —"

Ich lachte. Und eine Berliner Range fiel mir ein, deren Mutter aus dem Hinterhaus, vier Treppen hoch,

wütend herunterschrie — „wirst de mal gleich aus de Gosse raus, Aurora?!“ Und wenn ich heute denke, mein Fritz sollte Viktor heißen oder Waldemar, wäre mir's, als ginge ein Vorstehhund mit einer gestickten Schabracke spazieren. Er heißt also Fritz und ist auch so im Kirchenbuch eingetragen. Und immer noch denke ich, daß nicht der Name den Mann macht, und daß sich ein Fritz auch neben einem Hans Jochen und einem Eugen Sigismund behaupten kann.

Mit welcher Verachtung Emma von anderen Säuglingen sprach! An jedem hatte sie was auszusetzen. Wenn man ihr zuhörte, hatten all die armen Dinger innere und äußere Leiden. Der eine war krank, weil er schrie und der andere, weil er nicht schrie; der war zu rot und der zu blaß — und ihre geistige Bedeutung war geradezu jammervoll. Dagegen unserer! Nach ihrer Überzeugung hatte der schon mit drei Tagen jedes Wort verstanden. Denn als mein Bruder sagte, daß er an unserem Fritz durchaus nichts Besonderes wahrnehmen könnte, daß er eben ein einfach normales Kind sei, hätte der Junge ein Gesicht gemacht, das dem Onkel schwerlich gefallen haben würde. „Ihr macht vielzuviel Wesen mit ihm,“ sagte der Onkel, „wenn der Mann Arzt ist, lobt man anderer Leute Kinder; aber diplomatisch bist du in deinem Leben nicht gewesen.“

„Das ist der Neid,“ sagte Emma, als sein Säbel

auf der Treppe rassellte; denn solange er in der Nähe war, wagten wir keine Kritik.

Ich lachte.

„Aber er hat ja keine Frau.“

Doch selbst den Grund wollte sie nicht gelten lassen.

„So einen Jungen kriegt er nicht, auch wenn er 'ne Frau hat,“ sagte sie. Und ganz im Innern stimmte ich ihr bei.

Uebrigens wuchs auch mein Interesse an fremden Kindern von Tag zu Tag. Nicht aus einem großen erhabenen Gefühl heraus, sondern einzig des Vergleichs wegen. Und ich war mit Emma einer Meinung: unserer war allen voraus. Mit welcher Ausdauer er schrie, wenn er Hunger hatte! Da lag Charakter drin; kein Säugling unserer Bekanntschaft schrie so. Wie süß sah er im Schlaf aus!

„Kannst du mir von Dürer oder Raffael ein einziges Kinderbild nennen, das so wunderbar wirkt wie Fritzchen im Schlaf?“ fragte ich meinen Mann, — „es liegt wirklich göttlicher Frieden auf dem Gesichtchen. Und die Nase ist doch jetzt reizend!“

Mein Mann legte die Zeitung hin, machte ein wenig geistreiches Gesicht und sagte in höchstem Erstaunen — — „ich glaube wirklich, du bist in den Jungen verliebt“.

„Nein,“ sagte ich, „ganz gewiß nicht! Es kann niemand objektiver urteilen als ich“ — und ich war

überzeugt, daß ich die Wahrheit sprach. Denn wenn Tante Pauline kam, die wir extra zur Patin genommen hatten, damit ihr großer Geist in Fritzens kleinen Körper hineinspazieren möchte, fragte die große Aesthetin mit ihrem feierlichen Alt — „bist du denn nun ganz erfüllt von dem kleinen Wesen?" Und ich antwortete ehrlich: „nein! Ich bin gar nicht erfüllt von ihm. Hundert Fragen sind in mir laut geworden, die bisher geschlafen haben. Alle sagten, wenn das Kind da ist, kommt die Ruhe; die große Erfüllung. Aber mir ist es, als wenn jetzt erst der große Kampf anfinge!" Und sie seufzte und sagte — „du hättest nie heiraten dürfen. Aber jetzt ist es deine Pflicht, deinen Mann und dein armes Kind glücklich zu machen." Sie ist so sehr klug. Aber auch sie mochte Emma nicht leiden. Denn immer, wenn sie den Jungen mal vorsichtig auf den Arm nahm, fragte sie — „er hat doch eine reine Windel?" Sowas liebte Emma nicht.

Aber wenn der Junge aufjauchzte, setzte mir doch der Herzschlag aus. Ich glaube, dann empfand ich ganz subjektiv. Wie konnte der Junge jauchzen! Streckte die Arme und die dicken Beine dabei zum Himmel auf — schloß ein wenig die Augen — und krähte einen Ton heraus — noch heute lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich an sein Jauchzen denke; an dieses unvernünftige, selige, lustdurchzitterte Jauchzen.

Und warum jauchzte er? Ich weiß es nicht —

und Emma wußte es auch nicht. Ein paar grüne Blätter bewegten sich, der Himmel lachte — im Stall wieherten die Pferde — und der Hahn krähte auf dem Mist. Darum die Freude? Ja. Darum. Herrgott, und weil es so schön ist auf der Erde. Ich las nicht mehr Ellen Key. Aber sehr viel über Säuglingsnahrung.

Wenn ich mich morgens über sein Bettchen beugte — er muckste sich nicht bis zu dem Augenblick — blitzten und blinkerten die schwarzen Augen mich an und er sagte bedeutungsvoll „de — de".

„Guten Morgen, mein süßes Mäuschen! Hast du gut geschlafen?"

„De — de!" Und ein dickes Beinchen steigt kerzengerade in die Höhe.

„Hat das Mäuschen Hunger?"

„De — de —" und auch das andere Beinchen kommt zum Vorschein.

„Guten Morgen, Herr Pinz! Guten Morgen, Herr Panz!" sage ich zu den Beinen, sie herzhaft schüttelnd. Ein entzücktes Kreischen.

„Du mußt dem Jungen nicht solche Dämlichkeiten beibringen," sagt mein Mann; „wenn ein Junge nicht von Anfang an vernünftig erzogen wird, kann nie was draus werden!" Und nun beugt er sich über den Bengel, tippt ihm mit dem Zeigefinger auf die Nase und sagt mit ganz unnatürlicher Stimme — „duchen, duchen, duchen!"

„Na," sage ich gereizt, „viel gescheiter ist das eigentlich auch nicht." Und ich gehe und mache ihm das Fläschchen zurecht.

„De — de —" war seine Universalsprache, und wir wußten immer, was er damit meinte. Wenigstens Emma und ich. „So 'n klugen Jungen habe ich noch nicht gesehen," sagte sie, „wenn der nur sprechen wollte!" Aber er wollte entschieden nicht.

Doch sein Vater hatte weniger Verständnis für ihn und seine Eigenart.

„Ich war in dem Alter weiter," sagte er. „Dieses ‚de — de' verstehe ich eigentlich nicht. Seine Zunge ist doch ganz in Ordnung. Und der Gaumen so normal wie es nur möglich ist."

Natürlich verteidige ich ihn.

„Die Väter wollen immer ganz besonders klug gewesen sein. Von wem weißt du denn, daß du so klug warst?"

„Von meiner Mutter."

„Ach so."

„Und wie ich zwei Jahre alt war, bin ich in den Garten gegangen und habe einen ganzen Tag lang Weintrauben gegessen —"

„Schlimm genug, daß sie dich so haben herumlaufen lassen! Soll ich das etwa auch als gutes Beispiel ansehen?"

„Ich wollte damit nur sagen, wie vorgeschritten ich war. Aber es ist ja auch kein Wunder. Ihr

verwöhnt das Kind. Und macht es nervös. Die Fehler, die man ihm in jungen Jahren durchgehen läßt, sind nie wieder wegzubringen. Das ist dasselbe wie mit den Hunden. Ich hatte mal eine Hühnerhündin —"

Aber ich wollte nichts mehr darüber hören. Männer haben eben doch ganz andere Ansichten über Erziehungsfragen wie Frauen. Und abends sagte ich zu Emma — — „niemals wird mir das Kind unbeaufsichtigt zu den Weintrauben gehen".

„Nein," sagte Emma, — „sie sind zu sauer. Und wenn er in die Apfelbäume geht, darf er nur in den ersten. Der hat die besten —"

„Das soll er erst recht nicht!" sagte ich ärgerlich, „die gehören uns ja nicht."

„Ich kann ihm ja auch welche runterholen," meinte Emma, „dann zerreißt er sich die Hosen nicht — —"

Und er war kaum sechs Monate alt! —

Bis zum dritten Jahr, hatte ich gedacht, wird er ruhig im Wagen liegen. Man deckt den Schleier über ihn, damit die Fliegen ihn nicht stören, zieht den Vorhang zu — es war ein seidener mit lauter seidenen Pompons — damit das Licht seinen Augen nicht schadet und sagt — nun schlafe. Und das Kind schläft. Und nach einigen Stunden geht man leise hin, um es aufzuwecken, bringt ihm ein Fläschchen, unterhält es mit dem Gummihund und dem Rappelchen, bis es wieder schläfrig wird und man es wieder hin-

legt. Mein Mann sagt, auf diese Weise gedeihen Kinder am besten. Und ich fand das Rezept auch angenehm und bequem.

Aber eines Tages kam es anders. Ich las im Zarathustra das Kapitel von deu Eltern und den Kindern. Und war ganz voll Andacht bei dem Gedanken, daß wir in unseren Kindern weiterbauen sollen an dem großen Menschheitswerk. Daß das Gute, was wir in die jungen Seelen legen, wie ein Baum aufgehen soll, der seinen Segen spendet. — Und dachte, in der Mütter Hände ist es gegeben, aus hilflosen Geschöpfen Männer zu machen, deren Fäuste Schicksale zwingen. Nicht die Väter sind es, deren weitschauender Blick diesen Werdenden den Weg weist — das hatte ich ja an den Weintrauben gesehen — den Müttern hat das Vaterland seine großen Männer zu danken. Und eines Tages — das denke ich heute auch noch — will ich auch zu diesen Müttern gehören.

Und da höre ich aus dem Nebenzimmer, wo der kommende Mann in seinem Wagen hinter der seidenen Gardine schläft, so eigentümliche Töne. Ungeduldig; und zornig; und freudig, ja, so tatenfreudig — ich gehe eilig hinein —

Nein, bis zum dritten Jahr liegt ein Junge wohl doch nicht im Wagen. Voll Begeisterung zupfte das Kind an den seidenen Gardinchen, mit deren Kauf sein Vater durchaus nicht einverstanden war; und wenn er ein Stück abgerissen hatte, stieß er ein freudiges

Grunzen aus. Und wenn der Wagen hin- und herschaukelte bei seinen Kraftproben, kreischte er auf und Fips ging vorsichtig auf die andere Seite und sah aus einiger Entfernung der Entwicklung der Dinge zu. Und wenn ein Loch in die teure Seide gerissen war, steckte er sein rosiges Fäustchen hinein und versuchte ganz energisch Licht in seine Finsternis zu bringen.

„Aber Mäuschen!“ rufe ich, „du sollst ja schlafen!“

„De — de!“

„Wenn du nicht müde warst, konntest du's doch sagen!“

„De — de!“ Seine Augen blitzten. Und er streckte seine Ärmchen nach mir aus und sagte — ja, wirklich, das hat er gesagt: — Mamma—ma — —

Ach, ihr Mütter, was nützt alle Philosophie! Was sind alle großen Gedanken, alle Theorien, die in unseren Hirnen sich wälzen im Vergleich zu diesen ersten gestammelten Liebeslauten unserer Kinder! Throne wanken? Die Erde bebt? Die Frau emanzipiert sich vom Althergebrachten? Wir hören es; doch unsere Herzen bleiben kalt. Aber dieses erste — Mamama — diese Laute, zum erstenmal bewußt von Kinderlippen gesprochen — Ach, welche Seligkeit käme der gleich, die dann das Mutterherz empfindet! So oft habe ich gedacht — ach, wenn ich ein Mann wäre! Aber in jenem Augenblick empfand ich ein überschwängliches Glücksgefühl, Weib zu sein. Ich habe meinen Jungen aus dem Wagen

gerissen — seine Fäustchen hielten triumphierend die Fetzen Seide — ich habe gelacht und geweint und ihn geherzt und geküßt und immer jauchzte das Ding auf meinen Armen — Mamama — seine erste bewußte Energie hatte ihm die Sprache gegeben.

Als die Menschheit aus ihrem Dämmerzustand erwachte, war ihre erste große Tat — die Sprache. Wie kühl uns das läßt. Wir halten es für so natürlich. Der Gedanke suchte tastend nach einer Form. Aber wenn wir es an unserm Kind, an unserm Eigensten erleben, erkennen wir das Wunder. Erkennen wir Gott. Nie habe ich Gott so groß und gewaltig erkannt als in dem Augenblick, da mein Kind „Mama" stammelte —

Und sein Wille wurde respektiert. Er brauchte nicht mehr den ganzen Tag liegen — er bekam Bewegungsfreiheit. Ein großes weißes Fell wurde auf den Teppich gelegt und Emma sollte aufpassen, daß er nicht auf die nackte Diele kam; daß er sich nicht stieß — obgleich sein Vater anderer Meinung war. „So 'n Junge muß sich stoßen," sagte er, „dadurch lernt er früh der Gefahr aus dem Wege gehen. Nur die Tischdecken müssen weg und alles, was leicht umfällt. Nächstens wird er wohl anfangen, sich an solchem Zeug aufzurichten. —"

Aber er richtete sich noch nicht auf. Er hatte eine viel reizvollere Beschäftigung gefunden. Er faßte in Fipsens buschigen Schwanz und riß und zerrte dran

wie an einem Glockenstrang. Hat so 'n Vieh eine Engelsgeduld! Mit wehleidiger Miene saß Fips da und ließ sich alles gefallen; echappierte er aber wirklich einmal in ein anderes Zimmer, rutschte ihm der Fritz mit größter Energie nach. Im Rutschen hat er eine solche Fähigkeit erworben, wie ich es nie wieder gesehen habe. Und ganz nach eigener Methode: den rechten Arm vorgeschoben, und der zog dann das ganze dicke Kerlchen nach. Er rutschte genau so schnell, wie die dicke Emma ging.

Ob er denn so dick war? Ja, er war dick; so rund und rosig, daß die Damen des Ortes, die doch vor Fritzens Geburt sich den trübsten Gedanken hingegeben hatten, was mal aus dem armen Kind werden sollte, das eine Schriftstellerin zur Mutter hat, mich jetzt öfter fragten, womit ich das Kind ernähre; und weil ich offen und ehrlich sagte, daß seine Hauptnahrung Kakao sei, daß er zum Frühstück ein Ei bekäme und mittags Kalbsmilch, Griesbrei oder dergleichen, steckten sie sich hinter Emma. Die mußte das Geheimnis verraten. Denn es war doch selbstverständlich, daß die angegebenen Mittel nicht so ein Resultat ergaben. Aber auch aus Emma war nichts herauszukriegen. Ihr Stolz wuchs ins Riesenhafte. Sie ging nur noch in Rosa. Ihr dünnes Zöpfchen sah ganz hochmütig aus und ihre Sinnesart wurde kriegerisch und kampfeslustig. Sie hat in dieser Zeit unsern Kutscher so verhauen, daß der sich bei meinem

Mann beklagte. „Was?“ rief mein Mann, „was, das sagen Sie auch noch?“ Denn Franz war drei Jahre lang Kürassier gewesen und Emma kannten wir nur als sanft und milde.

Aber seitdem der Fritz da war, war sie unnahbar. Die Leute machten Platz, wenn sie den Jungen im Wagen vor sich herschob. Der Kronprinz des Deutschen Reiches kann nicht mit größerem Stolz spazieren gefahren sein als mein Fritz. Sie sagte kein Wort — und er sagte kein Wort. Nur wenn er ein Huhn über den Weg laufen sah, hob er das dicke Fingerchen und sagte lebhaft — „de — de“. Neben dem Wagen lief der Fips; und war auch ganz anders, als wenn er sich von Fritz zausen ließ. Schwanz hoch wie eine Kriegsfahne; das Fell gesträubt, Kopf zum etwaigen Angriff gesenkt, die Beine energisch nach außen gewandt. Und knurrend. Unter allen Umständen knurrend, mit einem bösen Ausdruck in den Augen. Er hatte was Demokratisches in seiner Art und bei den Leuten war er verhaßt.

„Was für ein unangenehmer Hund,“ sagte eine Majorin, der sich Fips zähnefletschend entgegenstellte, als sie sich den Fritz ansehen wollte.

„Solche Hunde sollten verboten sein,“ sagte der Sekretär Kulick, dem er in die Beine fuhr, als er zu Emmas Empörung den Fritz auf den Kopf tätschelte. Und der Forstmeister schüttelte immer wieder staunend den Kopf, wenn er das Tier sah. — „Versteh' ich

nicht," sagte er, „wie sich der Doktor so 'ne Mißgeburt halten kann." Aber der Doktor hielt ihn sich ja nicht, sondern ich. Und daß er seelisch unter dem Vieh litt, weiß ich ganz genau. Denn ich erinnere mich eines Gespräches zwischen ihm und einem Jagdfreund. Nachdem über den tadellosen Lord, den Setter, die üblichen Erkundigungen eingezogen waren, erschien grimmig und knurrend der Fips. Der Freund betrachtete ihn ganz bestürzt.

„Ein eigentümliches Vieh. Was ist's denn eigentlich?"

„Kreuzung," sagte mein Mann barsch. Und Fipsens Haltung wurde sofort feindlich.

„Ja — hm — wenn er nicht die Mopsschnauze und die Dackelbeine hätte, könnte man denken, es wäre ein verunglückter Spitz; aber der lange Behang — — was die Natur doch alles hervorbringt! Wohl ein altes Tier?"

„Anderthalb Jahre," sagte mein Mann, blamiert bis auf die Knochen. „Übrigens gehört er meiner Frau — —"

Der Freund sagte nichts mehr.

Aber ich liebte den Fips und der Fritz liebte ihn. Und unsere edelsten Hunde haben nicht so viel Charakter gezeigt wie er. Denn nie ist es jemandem gelungen, ihn durch Gaben zu betören und zu bestechen. Er fraß sie auf und verfolgte den Geber mit derselben lauten Feindschaft wie vorher. Lord z. B. war dazu zu vornehm.

Und nun ich vom Hund eine so genaue Beschreibung gemacht habe, ist es nur gerecht, auch Emma zu verbildlichen. Sie mußte etwas Großes, Bedeutsames auf ihrem Gesicht haben, sonst wären ihr die Leute nicht so ruhig aus dem Wege gegangen. Wie bedeutsam es aber war, erfuhr ich durch Tante Therese. Sie war nicht unsere Tante. Aber fünf Meilen im Umkreis kannte man sie nur unter diesem Namen. Was für eine famose Landwirtin sie war! Zwei Zentner schwer! Und lauter Tatkraft und Herzensgüte.

Sie hatte mich besucht, sah sich meine Wohnung an und stand endlich sehr befriedigt vor Beethovens Totenmaske.

„Das finde ich nett von Ihnen, Frau Doktorchen," sagte sie, — „daran erkennt man doch Ihr gutes Herz. Und das verdient sie auch. Aber ich würde sie nicht gerade über den Flügel hängen."

Sie war eine Dame, die keinen Widerspruch vertrug. Ein Rat von ihr war so gut wie ein Befehl. In diesem Falle wagte ich aber doch eine ganz bescheidene Frage.

„Ich dachte — — im Musikzimmer ist es doch am stimmungsvollsten. Oder — — meinen Sie — — vielleicht — —"

„Na, richtiger wäre es doch im Kinderzimmer, oder in der Küche; gewissermaßen als Belohnung für treue Dienste. Wenn Ihr Wilhelm —" das war der Kutscher — „nicht so 'n Rindvieh wäre, könnten Sie

von dem ja auch so 'n Abguß machen lassen. Das feuert die Leute an. Sieh mal, Eduardchen —" sagte sie zu ihrem Mann uud stieß ihn kräftig in die Rippen, „sieh mal, wie genau der olle, dämliche Ausdruck um den Mund getroffen ist" — sie war ganz hingerissen.

Bis jetzt hatte ich ein nur annähernd ähnliches Urteil nicht gehört. Ich war fassungslos. „Ja — — aber — — für wen halten Sie denn die Maske?"

„Na, für Ihre Emma!"

Mein Lachen und meine Erklärung ärgerten sie. „Dann schreibt man das drunter."

Und als ich die Geschichte Emma erzählte, um ihr 'ne Freude zu bereiten, hat sie ein Gesicht gemacht, daß ich ihr auch aus dem Weg gegangen bin. Und als zufällig einige Teller klirrend zu Boden fielen, bin ich nicht einmal in die Küche gegangen. —

Und dann kam der erste Zahn!

„Immer den Kopf kühl halten," sagte mein Mann, „und ja keine Verdauungsstörung! Man kann auch Zahnkrämpfen vorbeugen!"

Aber ich kaufte auch den Elfenbeinring, damit der Junge drauf biß. Und die Großmutter brachte eine süße Mohrrübe und Schwarzbrotrinde. Und auf den zwei Leckerbissen hat der Junge gekaut, daß es eine Freude war.

Ja, und dann kam der erste Zahn.

Ich glaube nicht, daß normale Mütter sich mehr

drüber freuen können als ich es tat. Emma zeigte mir das winzige weiße Fleckchen mit einem Stolz, als wäre sie dran schuld und ich betrachtete es wie ein Wunder. Ich war sehr befriedigt, als auch mein Mann dieses Zähnchen etwas eingehender befühlte, als ein gewöhnliches Zähnchen, und als der Junge auf den tastenden Zeigefinger biß, zeigte sich's, wie kräftig seine Kiefer waren. Die Großmama weinte vor Freude. Nur der Onkel blieb kühl. „Diese Aufregung um einen Zahn — —" sagte er — — „er wird wohl noch mehr bekommen."

Hat er auch, Gott sei Dank.

„Aber daß er immer noch nicht laufen kann!" sagte eine Dame mißbilligend. Sie hatte sechs Kinder, die alle mit acht Monaten laufen gelernt hatten, besaß sehr viel Erfahrung und brauchte niemals einen Arzt; denn sie behandelte alles nach einem Naturheilverfahren aus einem dicken Buch. „Der Junge müßte längst laufen können. Daß er so dick ist, halte ich nicht für normal. Ich würde ihn mal mit Kalmus baden. Er hat wohl ein bißchen englische Krankheit — Kalmus schadet nichts — —."

Mir stockte der Herzschlag. So erschrak ich. Der Junge englische Krankheit —

„Das würde mein Mann aber doch gemerkt haben — —"

Sie lächelte überlegen.

„Es ist doch eine alte Geschichte, daß Ärzte für

ihre eigene Familie am wenigsten Zeit haben. Ich würde ihm auch gar nichts davon sagen."

Ich sagte ihm auch nichts. Emma mußte Kalmus kaufen und zitternd badeten wir den Fritz. Und diesmal flossen unsere Tränen gemeinsam.

Nach einigen Tagen beklopfte und befühlte mein Mann den Fritz — „na, da haben wir's," dachte ich. „Jetzt sieht er's selbst. Fremde Menschen müssen einen darauf aufmerksam machen."

„Der Junge gefällt mir nicht," sagte er. „Er ist schlapp. Wie ist sein Appetit?"

„Nicht besonders."

Zitternd sagte ich's, die Augen voll Tränen. Die Kehle wie zugeschnürt.

„Versteh' ich nicht. Und der Schlaf —"

„Er ist immer müde — und still — —"

Er schüttelte den Kopf, fühlte den Puls —

„Was habt ihr denn mit ihm gemacht?"

Da riß mir die Geduld.

„Wenn sein eigner Vater nicht sieht, daß das arme Kind die englische Krankheit hat — —"

„Was hat er?" Er stemmte die Hände in die Seiten. „Wer hat denn den Blödsinn gesagt?"

„Das ist kein Blödsinn! Du sagst es ja selbst, daß er schlapp ist!" Und nun erzählte ich alles. Und zeigte ihm den Kalmus.

Eine ganze Zeit lang hat er nichts gesagt und ich dachte, das wäre das böse Gewissen über seine Nachlässigkeit.

Aber dann brach's los. So wenig wären die Frauen gewöhnt, kräftige Kinder zu sehen, daß sie ihnen die englische Krankheit zutrauen, wenn sie dicke Beine haben! Und anstatt daß eine Mutter — das war ich — glückselig über so einen Bengel sei, den die Natur so ausgestattet hat, badet sie ihn in Kalmus, damit er sich nur von den andern nicht unterscheidet! — — Eine Viertelstunde hat er so geschimpft. Dann wurde der Kalmus auf den Mist geworfen — und der Fritz wurde wieder gesund.

„Freu' dich doch, daß er noch nicht läuft", sagte sein Vater, „wenn die Muskeln stramm genug sind, den Körper zu tragen, wird er's schon ganz allein versuchen. Oder soll er später mit Säbelbeinen durch die Welt laufen?"

Aber nach einiger Zeit haben wir doch mit den Gehversuchen angefangen. Emma, ich und die Hunde hockten erwartungsvoll an dem einen Ende des Zimmers; am andern war der Junge, hielt sich an einem Stuhl und seine schwarzen Augen blitzten lüstern nach einem Biskuit, das ich in der Hand hielt. Lord lief beim selben Anblick das Wasser aus dem Maul.

„De — de!" sagte der Fritz kühn. Das war sein Kriegsruf; hastig machte er drei Schritte — und saß auf seinem System. Wir am Start redeten gut zu — die Hunde wedelten — Fritz wurde an den Stuhl zurückgebracht — und es fing von neuem an. Bis ihm endlich die Geduld ausging und er eilfertig ans

Ziel rutschte. Er war vierzehn Monate alt, als er laufen konnte. Dann aber auch gründlich. Nach zwei weiteren Monaten kletterte er auf Stühle und Sessel und seitdem nimmt er jedes Hindernis.

Mit dem Morgenschlaf war es nun vorbei. Es war ja Frühling und um fünf Uhr huschte der erste Sonnenstrahl durch die festgeschlossene Gardine. Wenige Minuten später seufzte der Fritz laut auf — und kurz darauf flogen mit großer Energie Kissen und Decken, Flasche und der Gummihund über Bord, und über dem Gitter erschien der dunkle Lockenkopf, und die blanken Augen guckten neugierig umher, wo das Bettinventar geblieben sein könne.

„So ein Bengel!" sagte der Vater feindselig und drehte sich auf die andere Seite. „Das hat man von der Weibererziehung."

Ich hätte auch noch gern geschlafen. Aber gewiß vor lauter Freude über den Sonnenstrahl betrug ich mich genau so unverständig wie mein Sohn. Er war auch nicht eher ruhig, als bis er bei mir im Bett lag, in meinen Arm geschmiegt. Da sind auch seine ersten wissenschaftlichen Begriffe geweckt worden.

„Wie macht das Miesekätzchen?"

Gedankenvoll starren seine schwarzen Augen zur Decke.

„Wauwau."

„Aber nein, Mäuschen! Der Fips macht Wauwau. Wie macht das Miesekätzchen?"

Wieder langes Sinnen. „Kikeriki.“

„Ach, Liebling, das ist ja der Hahn! Aber das Miesekätzchen?“

„Muh!“

„Quäl' doch den Jungen nicht schon am frühen Morgen!“ sagt mein Mann. „Keinen Augenblick hat man mehr Ruhe. Wenn er um acht Uhr weiß wie die Katze schreit, wird es auch noch früh genug sein.“

„Das sagst du nur, weil du schlafen willst.“

„Natürlich sag' ich es deshalb. Hat man denn gar nichts mehr im Hause zu sagen? Ist denn nur noch der Junge da, um den man sich kümmert? Himmelherrgott, ich hätte mal meinen Vater sehen wollen, wenn — —“

„De — de — de —“ kräht der Fritz entzückt und kriecht zu seinem Vater, faßt ihn in den Bart und macht sich nun sein Nest da bei ihm zurecht wie vorher bei mir. Und der strenge Vater sagt kein Wort mehr. Und wie ich hinüberschiele, liegen sie friedlich nebeneinander —

Nach einiger Zeit wußte er aber doch, wie die Tiere machen. Und als die Schulvorsteherin von seinen bedeutsamen Kenntnissen sich überzeugte, hörte ich zum erstenmal, daß er ein sehr begabtes Kind wäre. Aber ich sollte das kleine Gehirn ja nicht überanstrengen.

Im zweiten Winter seines Lebens sprach er. Und nun hatte ich mit Emma eine ernste Unterredung.

„Sie müssen sich zusammennehmen, Emma. Wie

soll der Junge jemals richtig sprechen lernen, wenn Sie so falsch sprechen. Der Berliner Dialekt hat ja seinen Reiz —"

„Ich spreche richtig," sagte Emma trotzig, „mich hat noch keiner gesagt, daß ich falsch spreche."

„Das soll ja auch kein Vorwurf sein, Emma. Sie sollen nur mehr auf sich achten. Vorhin haben Sie zum Fenster rausgerufen — komm, Fritze, wir gehn bei die Hühner. Erstens heißt er nicht Fritze, sondern Fritz. Und zweitens — —"

„Das hab' ich auch nicht gesagt," sagte Emma.

„Wie haben Sie denn gerufen?"

„Ich habe gerufen — „komm Fritze, wir gehn bei die Hühner!" Und die ganze Wucht der Betonung legte sie auf die Vögel.

Dabei konnte doch das Kind nicht richtig sprechen lernen.

Ach, diese Hühner! Wieviel Verdruß sie mir gemacht haben!

„Laß uns doch Hühner halten," sagte ich zu meinem Mann; „der Junge hat doch nun mal so eine Vorliebe. Und er brauchte doch nicht immer fremden Hühnern nachzulaufen! Außerdem hätte er immer frische Eier — — und so viel Hafer fällt schon von den Pferden ab — — ich denke, wenn wir drei Hühner halten und einen Hahn —"

„Meinetwegen," sagte mein Mann. Er hatte immer Interesse für die Landwirtschaft.

Aber was für Ärger haben wir von den Hühnern gehabt! Zuerst saß der Fritz den ganzen Tag bei ihnen im Stall und erhob ein fürchterliches Gebrüll, wenn er heraus sollte; der Kutscher sagte — „wenn das so weiter geht, legen die nie ein Ei.“ Sie haben auch nie eins gelegt.

Also wurden sie rausgelassen. Und sofort flog die ganze Gesellschaft mit großem Spektakel über den Zaun in den Nachbargarten. Da war eine Dame mit schneeweißem Haar, die ihre wundervollen Salatköpfe und geradezu wuchernde Petersilie jeden Morgen aus einer anmutig gebogenen Gießkanne begoß. Als sie vom Fenster aus die Hühner sah, schrie sie laut auf — „haltet sie! haltet sie!“ Aber sie hatten den Salat schon entdeckt und machten sich gierig drüber her. Und da die Dame zufällig meines Mannes erbittertste Feindin war, verklagte sie ihn auf Schadenersatz. Er schickte ihr zwei Köpfe Salat — und sie klagte wegen Beleidigung. Es bildeten sich zwei Parteien — die eine für die Dame, die andere für den Doktor, und die Dame machte öffentlich bekannt, daß sie für jedes unserer Hühner, das man ihr bringen würde, fünfundzwanzig Pfennige zahlen würde; und da der Fritz bei jeder Gelegenheit die Stalltür öffnete, hatten wir immer Hühnerjagd, worauf der Doktor die Dame wegen Eigentumsunterschlagung anzeigte. Die Hühner waren längst geschlachtet und der Salat längst verzehrt, als der Streit noch tobte. Die Erben der Dame aber sagen heute noch, daß meine Bücher nichts wert sind.

Aber durch die Hühner haben wir auch eine Freundin erworben. Als der Stall leer war, kam eines Tages Köpernick mit einem langen Band und maß die Höhe und Breite und Tiefe; und nachdem sie noch zweimal gemessen hatte, stellte sie sich vor. Sie war Reinmachefrau und trieb nebenbei Ackerbau und Viehzucht. Für das Gedeihen der Landwirtschaft hatte eine Ziege zu sorgen und weil die sich in ihrem dunklen Stall so arg langweilte, wollte sie aus dem Drahtgitter unseres Hühnerstalles eine Sommertür machen. Ich hab's ihr gern gegeben. So ein Tier kann einem ja auch leid tun. Köpernick zog mit ihrem Gitter ab, als hätte sie Diamanten gefunden; und seit der Zeit liefern wir ihr das Ziegenfutter und Köpernick sagt öffentlich, daß sie sich über mich nicht beklagen könnte.

Im zweiten Winter seines Lebens sprach der Fritz. Um diese Zeit erkannte ich zum erstenmal einen großen Fehler, den ich begangen, als ich ihn mit dem gewaltigen Schöpfer des Himmels und der Erde bekannt gemacht. Der liebe Gott machte die Blümchen und gab Sonne und Regen und war ärgerlich und betrübt, wenn Kinder unartig sind. Der sah alles und wußte alles, und es war dem Jungen entschieden manchmal recht störend, daß er alles wußte — und mir alles sagte.

Da kommt er eines Tages so recht besorgt zu mir und fragt — „Liebling, hat der liebe Dott dir schon

desagt, daß Mäuschen den Dummihund kaput demacht hat?"

Und ich — wie ist man töricht —

„Ja — das hat er mir gesagt. Mama war sehr traurig."

Eilig läuft er zur Emma.

„Er hat schon wieder depetzt!" schreit er, „Liebling weiß es schon."

Ach, dachte ich, ist es nicht sündhaft, das Erhabene, das Gewaltige den Kindern als Popanz vorzuführen? Denn nun versuchte der Bengel diesen lieben Gott aufs Glatteis zu führen: Tiere darf man nicht quälen; das will dieser liebe Gött auch nicht. Der Fritz kommt augenblinzelnd zu mir und flüstert mir ins Ohr —

„Ich habe den Fips in den Schwanz dekneift, aber der liebe Dott hat's nich demerkt."

Und daß der Junge sich seine Gedanken über dieses unsichtbare Wesen machte, das durch meine Unüberlegtheit für ihn eine Art Kinderfrau, oder im besten Fall ein guter Großpapa geworden, erkannte ich nur zu bald.

„Du hast Zucker genascht, Mäuschen," sagte ich. „Ich bin sehr böse, und der liebe Gott will es auch nicht haben, daß Kinder naschen."

„Mäuschen will's nicht wieder tun."

Am andern Tag tat er's schon wieder. Am Himmel stand ein Gewitter — da konnte er nicht in

den Garten — und vertrieb sich die Zeit so gut es ging. Vom Schreibtisch aus sah ich ins Speisezimmer und beobachtete, wie er sich mühselig einen schweren Stuhl ans Buffet schleppte, umständlich hinaufkletterte und wie die kleinen Fingerchen sich begehrlich nach der Zuckerdose recken. Eben hat er ein Stückchen erwischt — da rollt der erste Donner. Erstaunt sieht sich der kleine Kerl nach dem Fenster um, legt den Zucker wieder in die Dose, steigt verwundert vom Stuhl und sagt vor sich hin — „lieber Dott — — um so 'n Happen!" Gewiß eine böse Kritik an dem Herrscher über den Wolken.

Dieses peinliche Persönlichkeitsverhältnis zum lieben Gott, allein durch der Eltern Unbesonnenheit hervorgerufen, habe ich auch bei anderen Kindern beobachtet. Ich besuchte eine Dame, deren Frömmigkeit über jeden Zweifel erhaben war. Während sie mich erregt begrüßte, brüllte nebenan ihr Töchterchen aus voller Kehle, denn die Mutter hatte ihm eine tüchtige Tracht Prügel verabreicht.

„Warum hast du denn Prügel bekommen?" fragte ich.

„Weil ich den allmächtigen Herrgott auf die Erde geschmeißt habe," war die Antwort.

Natürlich bat ich die verzweifelte Mutter um Aufschluß. Was war geschehen? Das Mädelchen, das sehr streng erzogen wurde, hatte gelogen, um einer Strafe zu entgehen. Die Mama war dahinter ge-

kommen, hatte ihre Wissenschaft auch wieder vom lieben Gott hergeleitet und das Kind exemplarisch gestraft. Da war wohl etwas wie Haß gegen dieses klatschsüchtige Wesen in ihm aufgewacht. Es nahm von Mutters Nähtisch ein Gebetbuch, auf dessen Deckel unter einem Kelch „des allmächtigen Gottes Gebote" zu lesen war, warf es voller Wut auf die Erde und schrie — „ich mag dich nicht, böser, lieber Gott!" Und es stellte sich heraus, daß das arme Ding das Gebetbuch für den allmächtigen Gott angesehen hatte.

Es dauerte auch gar nicht lange, da versteckte sich der Fritz hinter dieses Rätselwesen genau so, wie ich es in meiner Kurzsichtigkeit getan hatte. Es war strenge Vorschrift, den Jungen auch beim schlimmsten Wetter wenigstens eine halbe Stunde ins Freie zu schicken — ausgenommen bei Sturm. Aber an einem besonders kalten, frostigen Tage kommt Emma schon nach fünf Minuten wieder mit ihm zurück.

„Sie sollen doch mit ihm spazieren gehen!"

Sie steht da, die Hände überm Bauch gefaltet, strahlend, entzückt — „Der Fritze wollte nicht."

„Was? Will nicht? Ein zweijähriges Kind?" Und er muß antreten. „Warum bist du nicht unten geblieben?" fragte ich streng. Aber mein Herz lacht, wie ich ihn da so keck vor mir stehen sehe, im weißen Mäntelchen, das weiße Barett auf den dunklen Locken und darunter die Augen wie schwarze Kirschen. Und ich traue meinen Ohren nicht, wie er sagt — „Der

liebe Dott hat aus den Wolken deguckt und desagt — Fritze, deh wieder oben. Ich lasse den Sturm raus und dann ist es für Mäuschen zu kalt."

Nein, ich habe lange Zeit nicht mehr vom lieben Gott mit ihm gesprochen. Aber dieses „der Fritze will nicht" hatte mir zu denken gegeben; und mehr noch, daß Emma sich dieses „Nichtwollen" so ruhig gefallen ließ. Denn sonst war sie gar nicht so. Ihr vierjähriger Neffe besuchte sie, erlaubte sich einen ähnlichen Ausspruch und ich war ganz überrascht von der kraftvollen Erziehung der Tante. Dem Fritz aber gehorchte sie! Und es dauerte gar nicht lange, erkannte der Bengel auch seine Bedeutung im Hause. Wir wollten abends fortgehen, ich hatte mich von ihm verabschiedet und wartete in Hut uud Pelz auf dem Korridor auf meinen Mann. Da bin ich Zeugin folgenden Gesprächs.

„Nu gehste ins Bett, Fritze."

„Nein", sagt Fritz.

„Um sieben gehste doch immer, Fritze."

„Nein", sagt Fritz.

„Doch, Fritze. Immer. Und heute mußte auch."

„Ich will aber nicht", sagt der Fritz.

„Aber wenn ich dir doch sage, du mußt — —"

Und das Kind sagt — lieber Gott, woher haben sie's! Das Kind sagt und reicht mit dem Kopf noch nicht bis an die Tischkante: wenn der Papa und Liebling nicht zu Haus sind, hat Mäuschen zu sagen!

Dann ist Mäuschen der Herr!“ Und Emma schien die Sache ganz natürlich zu sein!

In keinem Lebensalter, glaube ich, ist die Entwicklung des menschlichen Geistes so ungeheuer als im zweiten und dritten Jahre. Lauter Wunder sieht man da. Das größte Wunder war für mich, daß dieses Kerlchen, dieses Baby, das vor kurzer Zeit noch so hilflos, so unbewußt sein „de — de — de — de —“ lallte, auf einmal ein Geschöpf geworden war, mit einem eigenen Willen, mit eigenen Gedanken. Ich sah vor mir das Menschenpaket mit der Propfennase, runzlig, rot, quäkend — ganz auf die Hilfe und Milde seiner Wärterin angewiesen — und dieses Ding sagt — „ich bin der Herr!“ Ich vergaß, daß mit dem ersten Schrei so ein kleiner Mensch eine eigene Persönlichkeit ist; ach, dachte ich, nun geht er seine eigenen Wege! Nun hat er schon seine eigenen Gedanken! Wie wird das später werden! Eines Tages wird er mir nicht mehr gehören! Eines Tages wird er eine Geliebte haben und seine Mutter wird er besuchen, wenn er gerade Zeit übrig hat! Nur für eine andere Frau haben wir unsere Söhne geboren! Ich dachte gar nicht daran, daß diese Geliebte noch gar nicht geboren war; aber ich hatte einen richtigen Haß auf das unbekannte Geschöpf, das mir meinen Sohn nehmen wollte.

Heute denke ich schon ruhiger darüber.

Größtes Interesse hatten für ihn die Bilder an

den Wänden. Ueber jedes mußte ich ihm eine Geschichte erzählen. Je dramatischer desto schöner. Die schönste war aber die über ein Schiff im Sturm. Eng an mich geschmiegt, saß er auf meinem Schoß auf dem blauen Sofa; die Augen auf das Schiff geheftet, das mit den Wogen kämpft.

„Nun erzähle, wie der Sturm losbricht, Liebling.“

Ich erzähle. Und wenn ich von des Meeres Schönheit und von des Meeres Gewalt spreche, packt's mich, ob ein Erwachsener zuhört oder der Fritz. Das ist gewiß ein Erziehungsfehler. Aber ich kann nichts dafür. Dann spreche ich nicht zu den anderen. Dann spreche ich zu mir. Ich höre seinen Gesang, seinen wilden, brausenden Gesang, der seit der Urzeit sich nicht änderte. Ich höre sein Brüllen, ich sehe ein fauchendes Ungetüm, das mit weißen Tatzen geschmeidig Klippen umklammert, brüllend sich duckt und wieder emporschnellt — das Wasser sehe ich, das ewige Leben. — „Auf dem Meer ist Gott,“ sage ich ganz leise; als wenn's ein Geheimnis wäre. Und wie einem Geheimnis lauscht der Junge. „Wenn das Meer atmet, ist Gott in ihm. Ewig ist das Meer. Wie eine Mama ist es. So sanft. So lieb. Kein Lied ist so süß als des Meeres Lied, wenn es schlafen will. Und kein Schlachtenlied ist so wild und furchtbar, als das Meeresbrausen im Sturm. Wer das Meer liebt, gibt ihm seine Seele. Und das

Meer hält sie. Alle Freude und alles Leid sagt man dem Meer —"

„Und wenn der Sturm kommt — —" flüstert Fritz und schmiegt sich noch enger an mich.

„Ein Vogel fliegt daher seit aller Ewigkeit. Ganz schwarz ist er. Seine Schwingen reichen von den Wolken bis aufs Meer. Er hat kein Herz, der ungeheure Vogel; und seine Augen sind leer. Und ruhelos fliegt er über die Erde. Aber wo er fliegt, wühlt er die Wasser auf; so gewaltig ist die Kraft seiner Schwingen —"

„Und wenn er übers Meer fliegt — —"

„Und wenn er übers Meer fliegt, atmet es bang und seufzt. Und in der Luft tönt es wie Klagen. „Schließt die Luken!" ruft der Kapitän, „Segel runter!" Und er steht auf der Kommandobrücke und beobachtet den Feind. Denn nun ist das Meer sein Feind; und der Kapitän ist ein stolzer Feldherr und kämpft gegen den Feind, der viel stärker ist als er. Die Leute auf dem Schiff sehen das wütende Meer; über Deck rollen die Wogen; das Schiff stöhnt und ächzt. Aber ganz ruhig steht der Kapitän. Wie ein König. Und die Leute haben gar keine Angst, weil sie Vertrauen zu ihm haben. Und er zwingt auch das Meer. Weil er es liebt, kennt er seine Gefahr, und selbst wenn alle zittern — der Kapitän zittert nicht —"

„Liebling," sagt der Fritz mit blitzenden Augen, „ich zittere auch nicht. Ich will auch Kapitän werden."

Aber er hörte nicht nur die Erzählung über unsere Gallerie — er spielte auch den Führer, wenn sich ein anderes Thema nicht finden ließ. Ich denke an den armen Baron Hans, dessen Geist mit seinem Fleisch durchaus nicht Schritt gehalten hat. Er machte uns eine Neujahrsvisite; und weil ich etwas im Nebenzimmer zu erledigen hatte, ließ ich ihn mit dem Fritz allein. Tiefes Schweigen. Dann sah ich auf denn nun ertönt Fritzens helle Stimme:

„Das ist der Großpapa." Es war der große Leonardo. Feine Verwandtschaft.

„Das ist ein Ziegenbock." Böcklins „Schweigen im Walde." Deutlich sehe ich auf des Barons Gesicht ein großes Staunen. So 'n Vieh kann er als Ziegenbock nicht estimieren.

„Das ist Mäuschen." Donatellos Bambino.

„Das ist eine Insel, weil lauter Wasser da ist —"

Aber daß es Böcklins Toteninsel ist, steht drunter, und Baron Hans kommt von seinem Staunen wieder zu sich. Ja, er hat sich jetzt sogar schon ganz leidlich orientiert und ein Thema gefunden, mit dem er mich unterhalten kann. Denn wie ich ihm gegenübersitze, betrachtet er das Bild nochmal genauer durch sein Monokel und sagt mißbilligend — „den Kerl, den Dreifuß, hätten sie auch lieber da lassen sollen".

„Du erzählst dem Jungen vielzuviel," sagte mein Mann, und sicherlich hat er recht gehabt. Aber es war das Schönste, was ich kenne, meinen Jungen

so, ohne daß wir's beide ahnten, auf der Erde Schönheiten und auf des Schöpfers Größe hinzuweisen. Vielleicht war es ein Vorbereitungsunterricht. Vielleicht hat er später so viel gesehen, als er bewußt die Augen aufschlug, weil ich damals so mit ihm gesprochen habe. Und wie haben wir uns verstanden! Und wie köstlich waren die Stunden! Wenn er ins Leben tritt, wird er so vieles, vieles vergessen, was Vater und Mutter und Lehrer ihm sagten und rieten. Aber die Stunden auf dem blauen Sofa in Mutters Arm in der Dämmerung — nein, die wird er nicht vergessen.

Aber man kann nicht immer über Meer und Sturm sprechen. Es gibt so viele Wunder um uns — der Mond — die Sterne — das sind doch Wunder! Das sind leuchtende Märchen am Nachthimmel! Das sind Persönlichkeiten! Hat der Mond nicht ein Gesicht? Ist er nicht arg neugierig? Guckt durch den kleinsten Spalt, ob der Fritz im Bett ist! Klettert über ein Haus, um nur ja noch mal dem Fritz guten Abend zu sagen! Lugt aus den dunklen Wolken mit lüsternem Blick, wie der Fritz sein Ei ißt und versteckt sich, wie der Fritz ihn auslacht!

„Erzähle mir was vom Mond!" bittet er, „und von den Sternchen!"

Und ich habe ihm Märchen erzählt. Und sein Lieblingsmärchen möchte ich hier niederschreiben. „Das Märchen vom goldenen Haus." Vielleicht freuen sich auch andere Kinder dran:

„Wenn der Schäfer nicht dachte, dann strickte er. Und wenn ihm das wieder zu langweilig wurde, schlief er. Er hatte immer etwas zu tun und sagte selbst, daß er der fleißigste Mensch in der ganzen Umgegend war. Er hatte einen wunderschönen Platz unter der breitästigen Kastanie mitten auf dem Feld. Die Kastanie stand auf einer kleinen Anhöhe. Rings herum weideten die Schafe. Deshalb konnte er sie alle genau beobachten und wenn eins weiter ging, als es sollte, schickte er gleich Phylax, den Hund; der mußte es holen. Es war so, als sei der Schäfer der König; und der Phylax sein Minister; und die Schafe waren natürlich die Untertanen.

Meistens dachte der Schäfer und der Strickstrumpf lag neben ihm. Ganze Bücher voll dachte er. Und der Schafbock sah zu und nickte oft mit dem Kopf und sah dann so gescheidt aus wie sein Herr. Wundervolle Hörner hatte er und eine prachtvolle Stimme. Wenn er „mööööh" schrie, schallte es über das weite Feld. Er trug eine Glocke um den Hals und die gewöhnlichen Leute nannten ihn Leithammel. Der Schäfer aber sagte „Tolle".

Wie war es im Frühling schön unter der Kastanie! Schöner, viel schöner als im warmen Stall. Der König, der Minister und die Untertanen fingen an zu laufen, wenn sie von weitem die Kastanie sahen, weil jeder den schönsten Platz haben wollte. Aber immer bekam ihn der König, und wenn sich Tolle einmal

dahin legte, warf der König mit seinem Szepter nach ihm, wenn er es gerade zur Hand hatte. Dann machte es Tolle wie andere Untertanen: er suchte sich beschämt ein anderes Plätzchen, wo er träumen konnte. Da träumte er denn, wie er noch ein Schafbaby war und ein blaues Band um den Hals trug; und von frischem duftendem Klee und von einem reizenden Körbchen, in dem er schlief. Aber damals war er noch nicht Leithammel; es war eine glückliche Zeit damals.

Im Hochsommer war es weniger angenehm unter der Kastanie. Da brannte die Sonne vom Himmel herab; alles wurde gelb und welk, so brannte sie. Die großen Blätter hingen träge an gelblichen Stielen; der König hatte fast nichts mehr an und wollte nicht mehr regieren und der Minister lag im Graben und wollte auch nicht mehr. Es war auch nicht nötig, denn die Untertanen schliefen. Und im ganzen Reich herrschte Friede.

Und an solch einem heißen Sommertag war's, als der Schäfer eine so merkwürdige Geschichte erlebte, daß sie ihm niemand glauben wollte.

Es sah aus, als ob die Luft tanzte. Wenn man über das Feld sah, taten die Augen weh, so blendete es. Auf einem Stein, nicht weit von den leise blökenden Schafen, saß eine Krähe und blinzelte zur Sonne auf. Von Zeit zu Zeit krächzte sie — krä — krä — aber niemand antwortete. Tolle lag im Schatten, dem

Schäfer gegenüber; Phylax im Graben und die Zunge hing ihm weit aus dem Maul. Keiner sagte ein Wort und deshalb erschrak der Schäfer fast, als Tolle auf einmal entschlossen aussprach, was er meinte: „möööh!“

„Was willst du denn?“ fragte der Schäfer ärgerlich.

„Möööh — möööh — —“ sagte Tolle traurig und schüttelte den Kopf und wollte damit sagen, daß es sehr heiß war.

Daran aber war doch nichts zu ändern. „Ich kann nichts dafür,“ sagte sein Herr böse, „gar nichts kann ich dafür!“

Aber Tolle blieb dabei und sagte trotzig — möööh!“ und auf einmal stimmten alle Schafe ein und wie eine traurige Melodie schallte es über das weite, heiße Feld — „mööh“, „mööh“ — —

Der Schäfer wurde ganz wütend über den Widerspruch. Und in seinem Zorn wandte er sich an Phylax, den Minister. „Phylax! Phylax!“ —

Ja, der half ihm auch nicht. Der lag im Graben und wedelte matt mit dem Schwanz. Und unter keinen Umständen hätte er sich jetzt in diese Regierungsangelegenheit gemischt. Es war zu heiß!

Da war dem Schäfer zumute wie einem König, dem man seinen Thron genommen und er ballte die Faust zur Sonne auf, als hätte sie die Schuld. Aber die Sonne lachte. So recht vergnügt lachte sie ihm gerade ins Gesicht und auf einmal hatte sie Blätter

und Zweige zur Seite geschoben und der Schäfer blickte in ihr lachendes, feuriges Antlitz —

„Weg da!“ schrie er und hielt sich den Strickstrumpf vor die Augen; so sehr blendete sie ihn.

Aber die Sonne lachte nur lustiger und ihre goldene Krone blitzte und funkelte und es sah aus, als beuge sie sich tief auf den armen Schäfer herab; ihr heißer Atem streifte ihn — wie das weh tat. Und nun wurde er wirklich böse —

„Willst du wohl weggehen!“ schrie er, „kannst du nicht wo anders scheinen?“

Puff — da fühlte er einen Schlag, daß ihm der Kopf zur Seite fiel; ganz schwindelig ward ihm und das Genick tat ihm weh, denn die Sonne hatte ihn plötzlich gepackt, wie man eine junge Katze packt, und wie er sich auch wehrte, sie ließ nicht los.

„Was,“ lachte sie, „so eine Tante will mir was verbieten?“

„Tante?“ schrie der Schäfer ächzend, „ich bin doch keine Tante!“ Und er zappelte, um loszukommen, „wie kannst du Tante zu mir sagen!“

„Wenn man Strümpfe strickt —“

„Aber das tut doch jeder vernünftige Schäfer!“ schrie er, „da kommt man auf keine schlechten Gedanken und macht keine Dummheiten!“

Da wunderte sich Frau Sonne, und weil er ihren festen Griff nicht mehr spürte meinte er, sie hätte

ihn losgelassen. Aber sie hielt ihn noch immer. Ihr war nur etwas eingefallen.

„Also Stricken schützt vor Dummheiten! Nun sieh mal! Und so was weiß man nicht! Da komme nur zu mir und lehre meine Kinder stricken. Ja, ja, komm' nur gleich — —"

„Mööh —", schrie Tolle auf einmal ganz ängstlich, „mööh—" schrien die Schafe und guckten alle nach oben. Denn da glitt plötzlich ihr Schäfer auf einem dicken Sonnenstrahl zum Himmel auf. Er wollte ihnen etwas zurufen, daß er bald wiederkäme; und daß sie artig sein sollten — aber der Atem versagte ihm, so schnell ging es aufwärts. Auf dem schnellsten Pferde konnte man nicht so schnell vorwärts kommen wie auf diesem goldenen Strahl.

Und da waren sie auch schon oben. Er hatte ein Gefühl, als ginge er durch weiche Daunenfedern, so mollig fühlten sich die Wolken an, durch die er spazierte. Und dann waren da goldene Säulen und goldene Treppen und auf einem blitzenden Schilde, das neben einer großen goldenen Klingel angebracht war, las er „Frau Sonne".

„Da sind wir," sagte sie und öffnete eine Tür. Sie führte in einen Hof, den der Schäfer recht behaglich fand; denn es war nicht so blendend hell und nicht so heiß; irgendwo rieselte es, als sei ein Brunnen in der Nähe und viele kleinere Türen waren an der Längsseite zu sehen, hinter denen es behaglich

blökte. „Das sind die Mondkälber," sagte die Sonne. Und der Schäfer wußte nun, daß sie beim Mond waren.

Richtig, da hing die Nachtglocke, die zum ersten Stock führte, und daneben eine Laterne. Das hatte sich der Schäfer so gedacht und er wunderte sich weiter nicht. Aber woher der Lärm kam, der den ganzen Hof erfüllte, das konnte er sich bei allem Nachdenken nicht erklären. Als wenn hundert Schulkinder Frei-Viertelstunde haben, solch ein Lärm war's. Und die Sonne sah sehr ärgerlich aus.

„Er wird wohl wieder schlafen anstatt aufzupassen", sagte sie „und die dummen Dinger springen über Tisch und Bänke! Na, jetzt weißt du wohl, warum ich dich hergebracht habe! Nun lehre sie stricken, damit sie keine Dummheiten mehr machen."

Sie riß eine Tür auf und der Schäfer sah in ein großes, großes Zimmer, das wie eine Schulklasse eingerichtet war. Und auf den Bänken und Tischen sprangen nackte Engelchen umher mit allerliebsten kleinen Flügeln und machten einen Heidenlärm; und als die Tür aufging, hatten wohl einige geglaubt, es sei der Mond und machten lange Nasen — aber da erkannten sie die Sonne und blitzschnell saßen sie alle auf ihren Plätzen, falteten die Händchen und machten fromme Gesichter.

„Da siehst du nun, was es für eine Gesellschaft ist," sagte die Sonne, „ihr Lebtag kann doch aus

denen nichts werden! Anstatt endlich zu lernen, wie man Laternen ansteckt, treiben sie dummes Zeug —"

„Laternen?" fragte der Schäfer verblüfft.

„Nun ja, das sind doch die Engelchen von den Sternen! Jeden Tag kommen sie mit ihren Lämpchen zu mir, und lernen sie putzen und Öl aufgießen und dann dürfen sie mit einem Funken von meinem goldenen Haus ihr Laternchen anstecken. Das will alles gelernt sein. Denn wenn sie ungeschickt sind, rutscht ihnen das Laternchen aus der Hand, fällt auf die Erde und zerbricht in tausend Scherben. Aber der Stern kann nie wieder hell werden. Das kann man aber den dummen Dingern noch so oft sagen — sie begreifen es nicht!"

Der Schäfer riß den Mund auf vor Staunen. Wenn er in warmen Sommernächten mit seiner Herde auf dem Felde geblieben war, hatte er gar oft gesehen, wie etwas Helles vom Himmel fiel — und verschwand. Also das waren die Laternchen, die die Engelchen nicht festgehalten hatten.

Ach, wie die Sonne die Kleinen ausschalt! Einige fingen an zu weinen und sagten, sie wollten es nicht wieder tun. Aber als sie hörten, daß sie nun stricken lernen sollten, taten sie ganz verwundert, stießen sich gegenseitig an und betrachteten neugierig den Schäfer. Einige in der letzten Reihe kicherten. Aber er tat als bemerke er es nicht.

„Komm", sagte die Sonne, „ich will dich noch

schnell dem Mond vorstellen; er nimmt's sonst übel und dann zankt er und will nicht scheinen, und ihr auf der Erde sitzt im Dunkeln, wenn's auch nicht im Kalender steht —"

Sie ging dem Schäfer voran über den Hof zum Seitenflügel hin, wo die Nachtglocke hing, öffnete die Tür, lief die Stufen empor, denn der Mond wohnte eine Treppe hoch, und ohne auch nur anzuklopfen trat sie ins Zimmer. Nahm nur ihre Krone ab, weil sie sonst damit anstieß.

„Hab' ich es nicht gesagt," rief sie, „da liegt er!"

Ja, da lag er auf dem Sofa und schnarchte. Die Sonne mußte ganz laut rufen, bis er mit den Augen blinzelte und endlich erstaunt um sich blickte.

„Ja," fragte er, „bist du denn schon untergegangen? Es ist doch erst Mittag. Oder gibt's Sonnenfinsternis?"

„Ach was, Sonnenfinsternis! Ich habe dir gesagt, du solltest auf die Kinder achten, und wenn man den Rücken wendet, legst du dich hin und schläfst."

„Ich bin spät nach Hause gekommen", sagte der Mond und zog ein Gesicht. „Du kannst nachts schlafen! Aber ich — —"

„Da bleib' nicht an jeder Ecke stehen und sei nicht so neugierig," rief die Sonne zornig, „aber das wird wohl nie anders werden mit dir! Das liegt eben an der Erziehung!"

„Ja," sagte der Schäfer, der doch auch ein bißchen mitreden wollte, „unpünktlich ist er —"

Wie der Mond aufsprang von seinem Sofa! Nun sah er ja erst, daß ein Fremder im Zimmer war. Und da er wohl wußte, was sich schickte, wenn Besuch da war, setzte er rasch seine Perücke auf den blanken Schädel, denn er liebte es nicht, daß jemand sah wie kahlköpfig er war — warf den türkischen Schlafrock ab und wollte gerade in seinen guten Ausgehrock schlüpfen — da fing die Sonne aber an zu lachen.

„Das ist ja der Schäfer!“ rief sie.

Und nun beguckte sich der Mond seinen Gast genauer und schlug die Hände zusammen —

„Der Schäfer! Ja, wie kommen Sie denn hierher? Das ist aber mal 'ne Ehre!“ Und er nahm den Zipfel seines Schlafrockes, wischte einen Stuhl von den Sonnenstäubchen ab, die die Sonne um sich verbreitete, und stand nun so freundlich und mildlächelnd da, wie der Schäfer ihn sonst auch kannte. Aber die Sonne hatte keine Zeit zu langen Unterhaltungen. Sie winkte dem Schäfer — komm' nur, komm'! Aber gerade, als sie auf der Treppe waren, rissen zwei Engelchen wie unsinnig an der Nachtglocke und liefen schleunigst davon. Wütend stürzte der Mond ans Fenster und schalt hinter ihnen her. Der Schäfer fand es nicht nett, daß sie den alten Mann so ärgerten; aber er wollte sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angingen, besonders, da auch die Sonne nichts sagte. Die hatte ihr Taschentuch herausgezogen und sah nachdenklich auf zwei Knoten, die sie hinein-

geknüpft hatte. Der eine bedeutete, daß sie etwas nicht vergessen wollte. Aber im Gespräch mit dem Schäfer hatte sie vergessen, was das war. „Es wird mir wohl wieder einfallen,“ dachte sie. Und dann gab sie dem Schäfer die Hand — „ich muß nun noch ein bißchen auf den Templiner Weg scheinen. Das ist ja schrecklich mit den Pfützen da. Dein Herr bleibt jedesmal mit dem Wagen im Lehm stecken, wenn er da durchfährt —“

Weg war sie. Und der Schäfer ging in die Klasse, um den Engelchen das Stricken zu lehren.

Nadeln und wundervolle feine Wolle hatten sie bereits und er wunderte sich, wie rasch sie alles begriffen. Sie saßen auch ganz artig da und nur manchmal verwickelte sich das Garn in ihren Fingerchen oder um die goldenen Flügelein, wenn eines gar zu sehr mit den Nadeln herumhantierte. Der Schäfer saß in einem bequemen Großvaterstuhl, drehte die Daumen und fing an zu denken. Und dann gähnte er, machte ein bißchen die Augen zu, dachte wieder ein Kapitel — was sollte er denn auch anfangen? Die Stricknadeln klapperten und die Flügelchen verursachten so ein leises, leises Summen — —

Er setzte sich noch bequemer in seinen Stuhl — —

Und da schlichen zwei Engelchen leise, ganz leise aus der Klasse, kletterten auf das goldene Dach und zogen — husch — die Nadeln aus ihren Strickzeugen und ließen das Gewebe fliegen. Sah das reizend

aus! Und eins nach dem andern kam heraufgeklettert, und eins nach dem andern ließ das Gewebe dahinflattern und alle machten sie lange Hälse und guckten ihnen nach und die kleinsten warfen Kußhändchen! Aber das jüngste, das erst hunderttausend Jahre alt und noch ein bißchen ungeschickt war, rutschte auf einmal auf der goldenen Terrasse aus, schlug sich aufs Näschen und fing bitterlich an zu weinen. Davon wachte der Schäfer auf. Er sah die leere Klasse — lief hinaus —

Überall flogen die Strickereien herum und lange Fäden wehten hinter ihnen her, und der Schäfer rief ganz verdutzt — „ja, ist's denn schon Alter-Weibersommer?"

Wie die Engelchen lachten! „Hört doch! Hört doch! Glücksfäden nennt er Alter-Weibersommer! Glücksfäden sind's! Was ist denn das für ein garstiger Mensch!" Und wenn nun nicht der Mond über den Hof gekommen wäre, der doch aufpassen sollte, ob die Laternchen gut geputzt waren, wäre es ihm noch übel ergangen. Denn die Engelchen sahen ganz böse aus.

„Nun, nun," sagte der Mond, „nicht so hitzig!" und er nahm das ungeschickte kleine Engelchen auf den Arm, putzte ihm mit seinem Sternentaschentuch das Näschen und sah nun auch den Glücksfäden nach, die leise wehend dahinflogen zur Erde. „Grüßt die Menschenkinder!" rief das Kleine und auch die anderen riefen es. Und da sah auf einmal der Schäfer, daß

es die Strickzeuge waren, die da in der Luft herumflatterten, und er wurde ärgerlich und wollte mit den Engelchen nichts mehr zu tun haben und sprang — taps, taps, von der goldenen Treppe herab und watete wieder durch Daunenwolken. Aber jetzt waren sie nicht mehr so mollig wie vorhin; nein — kalt und feucht und klebrig! Und der Mond und alle Engelchen lachten, wie er immer tiefer und tiefer sank; er konnte sich gar nicht halten! Er griff mit den Händen um sich — o, wie schlüpfrig waren die Wolken! Und wie naß! Die Haare klebten ihm an der Stirn, er bekam schreckliche Angst — — wo sollte er denn hinkommen, wenn er weiter fiel? Vielleicht noch ins Meer — und aus weiter, weiter Ferne lachten noch immer die Engelchen. Aber das hörte sich jetzt anders an. Als wenn sie „mööh" lachten. Viele! Viele! Und immer deutlicher klang das „mööh" und jetzt hörte er auch schon Tolles tiefe, schöne Stimme — —

„Mööh," schrie Tolle, „mööh —"

Da machte er eine letzte verzweifelte Anstrengung — er sprang — — plumps!

„Mööh!" klang es ganz dicht an seinem Ohr. Und er wußte, daß er ganz richtig angekommen war; denn wie er nun die Augen, die er beim Fallen geschlossen, wieder öffnete, lag er unter dem Kastanienbaum, und ihm gegenüber lag Tolle und sah ihn traurig an. Phylax, der Minister, aber leckte ihm mit seiner langen, roten Zunge das Gesicht nach allen

Seiten hin ab und war so emsig bei der Sache, daß er gar nicht merkte, wie sein Herr die Augen aufschlug. Und wenn ihm der Schäfer nicht tüchtig eins auf die Schnauze versetzt hätte, würde er noch immer lecken.

So aber wischte sich der König mit dem Hemdärmel das Gesicht trocken und setzte sich aufrecht. Von dem Fall war er recht schwindlig geworden und der Körper tat ihm überall weh. Aber als er sich befühlte, war alles ganz geblieben, und das ist die Hauptsache. Die Sonne stand ganz schräg am Himmel und sie lachte gutmütig zu ihm hinunter. Ihre Krone aber sah er nicht und vom goldenen Haus war auch nichts mehr zu sehen. Über ihn her aber flog ein langes, seidenfeines Gewebe mit einem langen, langen Faden. — Ganz verwundert sah ihm der Schäfer nach wie es weiter flog, immer höher und höher, bis es zuletzt im Himmel verschwand. Und die Sonne lachte und die Schafe schrien verwundert — „möööh" und freuten sich, daß sie ihren Schäfer wieder hatten. — — —"

Als der Frühling zum dritten Male ins Land kam, brachen Fritzens Leidenschaften hervor. Er hatte eine leidenschaftliche Liebe für Schweine und Kühe, für den Schornsteinfeger und für alle Pfützen. Jeder Tümpel lockte ihn mit magischer Kraft. Er mußte mal hineintreten, daß das Wasser hoch aufspritzte. Das schmutzigste Schwein erfüllte ihn mit Entzücken, die

dumpfen Klagetöne einer Kuh waren ihm lieber als die schönste Musik und den Schornsteinfeger staunte er als größtes Wunder an. Man denke: ein schwarzer Mensch! Den der Fips durchaus nicht leiden konnte, und den Lord, der edle Setter, leidenschaftlich haßte! Was hat der arme Kerl für Angst ausgestanden, wenn er unsere Öfen nachsehen mußte! Fipsens Zähne bedrohten auf dem Hof seine nackten Beine und Lord stand mit gesträubtem Fell zum Angriff bereit auf dem Korridor und schien sich lieber erwürgen lassen zu wollen, als den Überfall aufzugeben. Er hatte nach und nach die fixe Idee, daß ein Mann, der einen Zylinderhut trug und schwarz angezogen war, ein Schornsteinfeger war, und hat dann auch wirklich mal in seiner Dämlichkeit den Superintendenten mit dem Schornsteinfeger verwechselt. Fritzchen betete damals in freier Bearbeitung seines Verschens: „Lieber Gott, laß die Ochsen und die Schweine und den Schornsteinfeger gesund bleiben und Papa und Liebling. Schokolade." Das letzte sagte er statt Amen. Und seine Augen sahen nach meiner Hand.

Außer den Leidenschaften hatte er auch Begierden. Er aß Seife und trank Haaröl; was so gut roch, mußte doch auch gut schmecken. Er entdeckte den Perubalsam, mit dem sein Vater Lords Fell eingerieben hatte, und schmierte sich die Salbe auf den Kopf, entzückt, daß er nun so glatt und glitschig war; und Stiefelwichse — ich begreife es heute noch nicht

— war für ihn Kaviar. Dagegen hatte er eine lebhafte Abneigung gegen dicke Erbsen und dicke Bohnen was sein Vater wieder nicht begreifen konnte. Der Junge begründete das mit seiner Sohnesliebe: „Mäuschen ißt nur das gern, was die Mama gern ißt,“ und mein Mann gab mir die Schuld, daß das unglückliche Kind so hohe Genüsse der Kochkunst nicht kennen lernte.

Und doch kochte er selbst so gern! und liebte es sehr uns seine Gerichte zum Kosten vorzusetzen. Gewöhnlich bestanden sie — unter Emmas Leitung — aus lauter guten Dingen, die Fritzchen, nachdem er unser Lob geerntet, allein aufaß. Aber einmal hatte er nach eigenem Rezept gekocht, und da konnte ich ihn nur mit knapper Mühe vor seines empörten Vaters Zorn retten. In seiner Kuchenform hatte er Lehm, Salz, Hundekuchen, Pfeffer, Essig und Haaröl — alles was ihm erreichbar war — zu einem hübschen Brei gemacht, ihn neben Emmas Kochtöpfe gesetzt und oben drauf Korinthen gestreut. Und das bringt er seinem ahnungslosen Erzeuger zur Begutachtung. Ich kam gerade dazu, wie der spuckte und hustete und der Fritz ihn erwartungsvoll mit seinen ernsten Augen betrachtete. „Unverschämter Bengel!“ schrie aber der Vater und Fritz erhob ein Wehgeschrei, als er dieses unerwartete Resultat seiner Tätigkeit gewahrte, flüchtete in meine Arme, und dann machten wir beide, daß wir wegkamen. Diese Speise hat der Junge übrigens nicht selbst aufgegessen.

Sein Lieblingsspiel war Regen. Schon weil's verboten war. Er drehte die Brause über der Badewanne oder den Hahn der Wasserleitung auf und beobachtete entzückt den Wasserstand. Es gab Überschwemmung — Rettung — Emma und er liefen mit nackten Beinen herum — Emma schimpfend, er mit einem Eimerchen schöpfend und die Hunde standen wedelnd von ferne und guckten zu. Ach, und all die anderen Spiele! z. B. Zoologischer Garten. Emma war der große Affe neben dem Buffet, Martha, das Hausmädchen, wälzte sich als Nilpferd unterm Tisch; Lord war Löwe hinter einer Portière und Fips saß als Tigerkatze oben auf dem Gläserschrank und durfte nicht geneckt werden. Fritzchen und ich gingen als Fremde durch die Anlagen und sprachen so naturwissenschaftlich von der Tiere Eigentümlichkeiten, daß Emma wirklich zum Affen und Martha wirklich zum Nilpferd wurden. Und dann wollten sie nicht mehr mitspielen.

Oder wir machten eine Reise nach einem entfernten Land. Waren Kolumbus, der Amerika entdeckte und so berühmt wegen des Eies wurde; waren alte Germanen, die den Varus in den Sumpf lockten und so stark waren, daß sie den Auerochsen jagten und den Bären; waren stolze Ritter, die von der Burg das Nahen der Feinde oder der Kaufleute beobachteten. Es war so dramatisch, daß der Junge erregt rief — „erzähl' doch schnell, Liebling, jetzt

kommt schon Amerika!“ Unser Schiff aber war ein alter Waschkorb; unsere Burg der Küchentisch, neben den wir die Stehleiter gerückt hatten. Die war der Bergfried, von dem Türmer Fritz mit der Trompete das Signal zum Angriff gab. Ja, ich lache heute drüber, wie wir Mittelalter spielten oder die Erde umsegelten; aber im Spiel kann man dem Kinde so wundervoll helfen, die Grundlage für späteres Wissen zu schaffen. Keine Zeit ist für mich so amüsant gewesen als die, da der Fritz so auf mich angewiesen war. Und wie erfindungsreich ist man! Was für köstliche Ideen hat man! Da war der umgedrehte Tisch, auf dessen Platte man saß. Natürlich war es ein Schiff mit vier Masten, das sich in großer Gefahr befand, auf den Felsen gerannt war oder als Wrack dahintrieb. Lord, der Hühnerhund, trug auf dem haarigen Haupt eine Matrosenmütze mit Bändern und saß melancholisch unter seines Herrn Jagdjoppe als Steuermann an Bord. Fips, der Passagier, hatte ein rotes Mäntelchen um und ein Tuch um den Kopf und sah noch wehleidiger drein als Lord. Denn der Kapitän hielt ihn am Schwanz fest wegen Fluchtverdachtes. Emma war der Leuchtturm, den man nicht erreichen konnte, und ich der große Tintenfisch. Oder das Speisezimmer verwandelte sich in einen Urwald, in den Fritz Siegfried gezogen war, den Lindwurm zu töten. Ich als Vögelein hüpfe und springe so gut es geht umher und Fräulein als Fafner schnaubt unter

dem Sofa. Aber wie der Fritz auf das Ungetüm los will, kriegt der Lindwurm Angst und vergißt seine Vorschriften. „Was," schreit der Fritz, „Sie wollen Drache sein? Wo die Mama noch extra gesagt hat, daß er Feuer gespien hat?" Mit Siegfried war's nichts. Der wurde abgesetzt vom Repertoire. — Das schönste aber war ein großer, roter Teppich und eine Freundin, Tante Wera. Wenn die auf Besuch kam, war's im Paradies auch nicht schöner als bei uns. Dann wurde der rote Teppich das rote Meer. In diesem roten Meer war eine umgestülpte Fußbank mit dem Fritz: „ein Fischer im Kahn". Tante Wera war Krokodil und lag, wie die Reptile das so tun, sich räkelnd unterm Flügel; ich als Löwe auf dem Felsensofa. Harmlos rutscht der Fischer über den Teppich. Da stürzt sich die tückische Bestie auf ihn. Es erhebt sich gräßliches Geschrei. Der Löwe springt auf Tante Wera los und alles stürzt ins rote Meer. Oder Tante Wera schwamm als Wüstenschiff durch die Wüste. Auch die stellte der rote Teppich dar. Sie trug auf ihrem Rücken Fips und den Fritz. Ich lauere als Raubtier an der Oase, die der Kamin vorstellt, und der schlafende Lord ist die Sphinx.

„Da ist ein Löwe!" sagt das Kamel und fängt so an zu zittern, daß der Fips herunterspringt und mit eingeklemmtem Schwanz die Flucht ergreift.

„Das ist falsch!" schreit der Reiter, „ich habe dir extra gesagt, du sollst nicht zittern."

„Aber wenn doch da ein Löwe sitzt!“ sagt das entsetzte Kamel.

„Das ist doch kein Löwe! Das ist doch die Mama!“

Aber ich halte mich an meine Rolle. Und wie alles in wildem Knäuel sich wälzt, springt Lord herzu um irgend jemandem beizustehen, und Tante Wera sagt ärgerlich — „nun hat er mir sämtliche Falten aus dem Rock gerissen.“ Und damit sind wir wieder in der Wirklichkeit.

Ob er Spielkameraden hatte? Aber natürlich! Und solange er nicht in die Schule ging, machte er auch keine sozialen Unterschiede. Was hatten wir manchmal für Gäste! Ich denke an Müller, dessen Eltern im Armenhaus waren, an den lahmen Bruno, der so geschickt die Äpfel stibitzte — an Karlchen Lehmann, der immer Prügel kriegte — Fritz sagte mir — „es ist so merkwürdig, wenn man zu Lehmanns kommt, kriegt immer ein Kind Prügel —“ und an Otto denke ich, den armen, kleinen Kerl, der so früh sterben mußte, und wie ein kleiner Hund dem Fritz ergeben war.

„Hast du dir die Nase geputzt?“ fragte der Fritz.

Gewöhnlich hatte er sie nicht geputzt.

„Hast du dir die Hände gewaschen?“

Auch das vergaß er regelmäßig.

Der Fritz stand in seinem grauen Kittel vor dem Freund, sehr ernst und nachdenklich. Er verstand vollkommen Ottos lebhafte Abneigung gegen Waschen

Aber er wußte auch, das Otto das Lokal verlassen mußte, wenn meine Bedingungen nicht eingehalten wurden.

„Willst du Kakao mit mir trinken?“ fragte er.

„Ja,“ sagte Otto begeistert.

„Dann muß du dir aber erst die Nase putzen.“

Und Otto kapituliert.

Es war wirklich eine innige Freundschaft, die nur für kurze Zeit einen Riß bekam, weil Ottos Mutter, die bei Tage Kohlen schippte, sagte, ihr Junge brauchte sich „das“ nicht gefallen zu lassen. Dem Fritz mußte ich damals viel vom großen Alexander erzählen, und die Geschichte vom Bucephalos machte ganz besonders tiefen Eindruck auf ihn. Da sieht er eines Morgens, wie der Otto seinen Sandberg abträgt! Das durfte er nicht. Eigentumsrechte mußten gewahrt bleiben. Aber wie er's verbietet, wird Otto kratzbürstig.

„Mutter hat gesagt, der liebe Gott hat den Sand für alle Menschen gemacht!“

„Aber meinen nicht,“ sagt der Fritz.

„Mutter hat gesagt, du bist auch nicht mehr wie wir.“

Das versteht der Fritz nicht, denn über die Frage hat er noch nie nachgedacht.

„Das ist mein Sand,“ sagt er nur energisch. Aber Otto läßt sich nicht stören und schippt mit Fritzens Spaten in Fritzens Schiebkarre Fritzens Sand! Das ist denn doch zuviel. Fritz stellte sein Eimerchen und

seine Kuchenform auf die Erde, kriegt den Otto beim Kragen, schleppt ihn aus seinem Garten und sagt — „mein Sohn, suche dir ein anderes Reich!“ und macht die Türe hinter ihm zu. Nein, gefallen ließ er sich nichts.

Aber er hatte auch Freundinnen. Zwei Bäckertöchter, die mit ihrem Reichtum renommierten. Was hatten sie alles! Kochmaschinen! Und eine Puppe mit Unterröcken und einen Puppenwagen — der Fritz spielte damals mit Begeisterung mit Puppen, hieß in der Zeit Mariechen und mußte ein blaues Schleifchen im Haar haben. Das schönste aber waren ihre Betten. Der Fritz staunte atemlos über die Pracht, unter der sie schliefen. Einen rosa Betthimmel hatte die eine, und die andere eine Decke mit lauter Spitzen. Das war zuviel der Herrlichkeiten. Dem mußte er etwas Gleichartiges entgegensetzen. Und stotternd vor Aufregung über seinen Trumpf sagte er's: „Aber ich — ich habe ein Bett, mit dem bin ich schon mal durchgebrochen!“

Er hat sich auch nicht lumpen lassen.

Wie war es köstlich mit dem kleinen Mann durch den Wald zu gehen, wenn der Frühling kam! Im Leinenkittelchen, die strammen, rosigen Beinchen nackt, auf den Locken den roten, runden Hut — so lief er und suchte den Frühling. Und wenn unter einem Baum besonders viel Triebe und grüne Pflänzchen sproßten, schallte seine jauchzende Stimme durch den

Wald — „ich habe den Frühling gesehen! Hinter dem Baum hat der Frühling gestanden!“ Er antwortete dem Kuckuck und wollte ganz deutlich den Finkenruf verstanden haben — „zer — zer — zer — zerbrich du steinern Herz, es wird ja Frühling!“ Oder — „der Specht schreit — der Jäger ist nicht weit!“

Und was sah er alles!

„Sieh mal, Mama, wie die Birke lacht!“

Ja, wirklich! In ihrem hellen Blätterkleide, mit dem weißen Stamm steht sie so lustig vor den dunklen Fichten.

„Komm in die Eichen, Liebling! da kann man viel lustiger sein wie in den Tannen.“

Warum? Das ist ja gleichgiltig. Es ist doch so!

„Tritt nicht dahin, Liebling, da ist ein Ameisenweg! Sieh mal, wie sie ihre Kinderpakete schleppen!“

Wir liegen beide auf dem Boden, beobachten die geschäftigen Tierchen; ich erzähle ihm von ihren Kämpfen mit feindlichen Stämmen; zeige ihm, wie sie eine Käferleiche, einen toten Vogel in ihren Bau zerren — spreche von den Termiten — von ihren wunderbaren Instinkten — da, jetzt schleppen die Dingerchen mühselig die Eier in die Sonne! Fritz lacht vor Freude.

„Hast du dein Baby auch so in die Sonne gelegt, Liebling?“

Wir sind in einem riesigen Eichenschlag und sehen das emsige Treiben der verachteten Nachkommen des heiligen Scarabäus, zu deutsch „Mistkäfer“.

„Warum war er heilig, Liebling?"

Ich erkläre so gut es geht und wie er's verstehen kann das Symbol eines ewigen Fortlebens. Und unter deutschen Eichen muß ich von den alten Ägyptern erzählen, von ihren gewaltigen Bauten, vom Pharaonenstolz und Priesterklugheit. Wie oft höre ich — „erzähle doch weiter, Liebling! erzähle doch!" Und er betrachtet den Mistkäfer mit Staunen, und ich glaube — mit Ehrfurcht.

Alles lebt für ihn; alles hat ein Gesicht, eine Sprache. Er trägt eine junge Padde an den Graben, damit sie schneller zu ihrer Mama kommen kann. Er bringt alle möglichen Pflanzen mit, um sie in seinem Gärtchen einzugraben. Sie müssen ja viel schneller wachsen, wenn sie jeden Tag begossen werden.

Aber er ist ungeduldig. Wie oft werden die armen Radieschen ausgerissen, begutachtet und mit rührendem Vertrauen auf ein Weitergedeihen wieder in die Erde gesteckt! „Die wollen bloß nicht reif werden," sagt er — „weil sie wissen, daß sie dann aufgegessen werden." Wie hat er sie begossen! Ganze Gießkannen voll kamen auf zwei Pflanzen — und dann waren sie so undankbar, überhaupt nicht mehr zu wachsen! —

Und nun sollte er Hosen kriegen.

„Wie lange soll denn das arme Kind noch so rumlaufen?" sagte sein Vater. „Wie ich so alt war — —" usw.

„Die Höschen für Eduard mache ich natürlich selbst," sagte mir Frau Direktor von gegenüber, „er-

stens spart man kolossal und zweitens kann ich mir nichts reizvolleres denken, als so für sein Kind zu sorgen."

Ich konnte sie nicht leiden. Immer hatte sie was an Fritz auszusetzen. „Was hat er für Waden!" sagte sie — „solche hat mein Eduard nicht. Er ist natürlich auch gelenkiger — — Ihr Fritz ist ein bischen schwerfällig — —" Oder „Ihr Fritz hat erst mit zwei Jahren gesprochen? Mein Eduard war noch nicht anderthalb, da sprach er schon jedes Wort. Er war sehr intelligent —" oder „Sie lassen Ihren Fritz gar nichts auswendig lernen? Mein Eduard sagt ganz reizend seine Gedichtchen auf! Er ist so sehr geweckt — —" nein, so was kann man nicht gut vertragen. Aber die Sache mit den Hosen leuchtete mir ein.

„Ich werde natürlich dem Fritz die Hosen selbst machen," sagte ich zu meinem Mann und tat ziemlich selbstverständlich.

„Du?" fragte er.

„Ja. Erstens ist es doch eine ganz nette Ersparnis —"

„Aber wenn man was nicht versteht, soll man die Hände davon lassen."

„Um ein paar Hosen zu nähen, braucht man wohl nicht so große Kenntnisse. Wenn man ein gutes Muster hat —"

Er hatte wenig Zutrauen. Und daß ich gerade da sparen wollte —

Ich kaufte Stoff. Grauen Sammet. Das Muster gab mir die Frau Direktor.

Emma sagte — „wenn man so rum schneidet, fällt's besser".

„Bei Hosen braucht's doch nicht zu fallen."

„Doch. Es muß immer nach dem Strich gehen. Und dann muß die Klappe richtig sitzen."

„Das ist doch selbstverständlich, wenn man ein Muster hat."

„Ja, aber so leicht ist das gar nicht. Und vorne muß auch 'ne Klappe sein."

„Vorne auch?"

„Und beim Leibchen —"

Ich wurde ungeduldig. „Vielleicht soll da auch eine sein?"

„Nein, aber 'ne Falte muß da sein, damit man sie auslassen kann —"

Schon beim Schneiden merkte ich, daß es gar nicht so leicht ist, Hosen zu nähen. Die Teile sehen fast gleich aus und sollen doch verschieden sein. Emma sagte, man muß sich vorsehen, daß man nicht das Hinterteil mit dem Vorderteil verwechselt und es wäre auch schon vorgekommen, daß man die Beine verkehrt zusammengenäht hätte —

„Aber wenn ich doch das Muster habe —"

Emma blieb dabei. Es könnte leicht vorkommen. Und dann schnitten wir zu.

Als der Fritz zum fünften Male anprobieren mußte, wollte er nicht mehr. Und sein Vater sagte, es wäre lächerlich und so was müßte man im Griff haben.

Seine Mutter — usw. Es ist merkwürdig, daß ich immer ein bißchen gereizt war, wenn er die längst Verstorbene ins Treffen führte. Meine Braten waren ja sehr gut; aber Mutters — — und meine Christstollen lassen nichts zu wünschen übrig. „Aber du hättest mal Mutters versuchen sollen" — ich werde glücklich sein, wenn der Fritz auch mal von seiner Mutter so spricht. Aber — dann wird sich seine Frau wieder drüber ärgern.

„Komm, Fritzchen", bat ich, „noch einmal. Das will hier nicht passen —"

Er wollte nicht. Der Papa hätte es auch gesagt. Und wenn das so mit den Hosen war, wollte er überhaupt keine.

„Ein solcher Unverstand ist mir noch nicht vorgekommen," sagte mein Mann, „jetzt ist es sechs Uhr. Seit heut morgen sitzt ihr an den Hosen —"

Fritz heulte. Ich war aufs tiefste verletzt.

„Anstatt dich zu freuen — — und glaubst du vielleicht, es ist ein Vergnügen?"

Es war wirklich kein Vergnügen. Ich kriegte die Dinger nicht zusammen. Dreimal hatten wir sie aufgetrennt, und wieder zusammengenäht. Und wenn der Junge sie anzog, paßten sie nicht. Die Frau Direktor wollte ich nicht fragen, weil ich mich nicht blamieren wollte. „Na, morgen," sagte ich.

Aber auch da wurde es nicht besser. Ich saß da mit rotem Kopf und nähte — und kämpfte mit

Tränen. Der Junge sagte — man konnte sich ja nicht wundern, wenn man den Vater hörte — daß er niemals eine graue Hose tragen würde und bekam dafür einen tüchtigen Klaps — und endlich sagte ich — „jetzt bleibt sie wie sie ist". Aber wie er sie anzog, paßte sie hinten nicht.

„Ich hab's mir gleich gedacht," sagte Emma, „es liegt an der Klappe."

Aber der Fehler lag doch wo anders. Wir hatten zwei Vorderteile geschnitten. Und als ich vorschlug, einen Keil hinten einzusetzen, sagte mein Mann, daß sein Kind nicht nötig hätte, zum Skandal rumzulaufen, kaufte ihm einen Anzug — und nie wieder habe ich versucht, Hosen zu nähen. —

Ach, wie er seine Mama liebte! Ich erinnere mich, wie ich mich mal über sein Bettchen beugte und er lächelnd die Augen zu mir aufschlug — „ach, Liebling," sagte er, „du bist mir im Traum erschienen!" Wie einem da wird! Man denkt wirklich für einen kurzen Augenblick — man ist ein Englein!

Es ist auch fast immer ein zärtliches Einvernehmen zwischen uns. Nur wenn ich arbeite — das wird jedem Verständigen einleuchten — muß ich Ruhe haben. Fritzchen ist nicht verständig. Gerade in das Zimmer, in dem ich sitze, muß er hinein. Wenn ich in der Bodenkammer wäre, müßte er sicher da hinein. Und mit ihm die beiden Hunde. Wenn ich die Tür öffnete, saßen Lord uud Fips mit zur Seite geneigten Köpfen

vor der Schwelle, neugierig, ob Fritzens wütendes Donnern gegen die Tür Erfolg hätte.

Natürlich bin ich ärgerlich.

„Habe ich dir nicht verboten, mich zu stören?"

Die Mundwinkel senken sich.

„Wenn man dir doch nur 'nen Kuß geben will!"

„Das kannst du auch nachher. Mama will nicht gestört sein." Und nach einigen guten Ratschlägen über Zeitanwendung wird die Tür wieder geschlossen.

Einen Augenblick Ruhe. Aber dann erhebt sich ein Geschrei und Wehklagen, in das natürlich auch die Hunde einstimmen und eine verzweifelte Stimme heult:

„Du liebst mich nicht mehr! Du liebst mich nicht mehr!"

Adieu, Arbeit! „Aber Mäuschen — — ich liebe dich!" — Ich laufe zu ihm: er ist ganz in Tränen aufgelöst, der Schmerz hat ihn überwältigt. „Ich liebe dich! Nur wenn Mama arbeitet — —"

„Nein, ich hab's schon immer gewußt, daß du mich nicht liebst!"

Gegenseitige Liebesbeteuerungen und Versöhnung. Und wir erschöpfen uns in Artigkeiten — bis zum nächsten Male.

„Warum hat dir der liebe Gott eigentlich goldene Haare gegeben?" fragte er mich. Er sah so gern zu, wenn ich mein Haar kämmte. Wenn die Sonne darauf fiel, leuchtete es, und dann mußte er es küssen.

Ich seufzte. „Etwas Schönes wollte er mir wohl auch geben.“

Wir verkehrten an dem Morgen sehr höflich miteinander, bis — ja, bis auf einmal Meinungsverschiedenheiten ausbrachen, und der kleine Kerl wird vor die Tür gesetzt. Alle seine Anträge, wieder Eintritt zu erhalten, werden abgelehnt. Da wird er wütend. „Und du hast überhaupt kein goldnes Haar, Liebling,“ schreit er, „Hexenhaar hast du!“

„Was? Hexenhaar?“ Ich traute meinen Ohren nicht. Was weiß denn der Bengel von Hexenhaar. Ich tue entrüstet: „So. Nun kommst du überhaupt nicht mehr hinein!“

Er hat wohl selbst einen Schrecken bekommen. Denn nun fließen Tränen, und er nimmt alles zurück: „Du sollst ja auch wieder goldenes Haar haben!“ — Na, dann nimmt man natürlich so 'n Jungen in den Arm — und es ist alles vergeben.

Der liebe Gott interessierte ihn jetzt; denn die kleinen Bäckermädchen erzählten ihm die biblischen Geschichten, die sie in der Schule lernten, und der Fritz fing an zu grübeln.

„Du hast mir doch gesagt, Liebling, Jesus ist der Junge vom lieben Gott. Wer ist denn nun der Joseph?“

Eine böse Frage. Wir sitzen auf dem blauen Sofa. Uns gegenüber ist ein kleiner Stich der Madonna della Sedia, und der Junge liebt es so, die Stellung des Kindes in meinem Arm nachzuahmen.

„Sieh mal, Mäuschen! Du hast doch ein Fräulein. Eine Mama hat oft so viel zu tun, und kann nicht immer aufpassen, daß ihr kleiner Junge keine Dummheiten macht. Manchmal klettert er über einen Zaun uud bleibt mit den Höschen hängen, und kann sich so weh tun. Du mußt mir versprechen, daß du das nicht wieder tust — —"

„Ja. Aber der liebe Gott — —"

„Und dann tritt er in die Pfütze und kriegt nasse Füßchen — und dann ißt er unreife Birnen und kann so krank werden — —"

„Es waren bloß zwei, Liebling, und die waren schon ganz reif. Aber der Joseph —"

„Und dann sagt die Mama zu einem Fräulein: Wenn Sie meinen kleinen Jungen lieb haben wollen, dürfen Sie immer mit ihm spazieren gehen und er wird Ihnen aufs Wort gehorchen — —"

„Aber Fräulein sagt immer: es ist gefährlich. Wenn ich nur ein bischen weglaufe, sagt sie, es ist gefährlich."

„Ein kleiner Junge weiß nie, was gefährlich ist. Und Jesus ist doch auch mal ein kleiner Junge gewesen und der liebe Gott konnte nicht immer auf ihn sehen. Da hat er's denn dem Joseph gesagt —"

Ja, das war ganz natürlich. Und Joseph als Kinderfräulein war ihm auch sympathisch. Aber die Geschichte ging weiter. Und ich war ganz überrascht über die ernsten Gedanken, die in dem kleinen Gehirn

sich wälzten. Von dem Kindesmord hatten die Bäckermädchen ihm erzählt, und er war außer sich darüber.

„Jesus war doch das Baby von der Marie!“

„Ja.“

„Hast du mich so lieb, wie die Marie ihr Baby hatte?“

„Gewiß, Mäuschen. Der liebe Gott sagt zu jeder Mama, „nun paß mir aber gut auf den Jungen auf, daß er keine Dummheiten macht! Und einen tüchtigen Menschen machst du mir draus, und keinen Waschlappen, der sogar schreit, wenn man ihn wäscht — —“

„Aber Fräulein kommt auch immer, wenn man was anderes tun will; hat denn der liebe Gott die Babys auch alle lieb?“

„Aber selbstverständlich, Mäuschen. Wenn der Sturm ganz fürchterlich brüllt und alle Leute ängstlich sind, sagt er: ‚Daß du mir ja den Jungen in Ruhe läßt!‘ Du bist auch nie aufgewacht! Und wie du mal unter dem Apfelbaum gelegen hast, und geschlafen, wollte ein dicker Apfel so gern runterfallen, und dann hätte er dir gewiß das Näschen zerquetscht. Aber der liebe Gott hat's auch gesehen. ‚Du fällst nicht eher runter, als bis er weg ist‘, hat er ihm wohl gesagt. Und kaum hatte dich die Emma weggeschoben, plumps, fällt er runter — —“

Tiefes Nachdenken.

„Weiß denn der liebe Gott, daß die Mamas ihre Babys so lieb haben?“

„Ganz gewiß, Fritzchen.“

„Warum hat er denn nur der Marie gesagt, daß sie mit dem Jesus über die Grenze ging? Dann hätte er es doch allen Mamas sagen müssen.“

Darauf bin ich ihm die Antwort schuldig geblieben.

Aber er ist auch rachsüchtig. Wegen irgendeiner Unart hat es Schläge gegeben. Nach einer friedlichen Auseinandersetzung sagt der kleine Kerl, „mein Junge kann sich freuen. Der soll schon seine Prügel bekommen“.

„Was, das arme Kind? Warum denn?“

„Weil ich auch Schläge bekommen habe.“

„Dafür kann doch dein Junge nichts. Und als Großmama erlaube ich es auch nicht.“

„Aber ein Papa hat mehr zu sagen wie eine Großmama —.“ Nette Aussichten für meinen Enkel. Trotzdem aber war er so besorgt gerade um diesen Jungen. Denn daß er einen Jungen haben wird, wie ich einen habe, ist doch ganz selbstverständlich und ohne alle Frage.

Wir sitzen eines Abends auf dem blauen Sofa. Das ist nun mal das Fleckchen, auf dem wir unsere Weltanschauungen tauschen; auf dem man sitzen muß, wenn die Behaglichkeit ihren Höhepunkt erreicht. Nirgends kann man Märchen hören oder erzählen, wie auf dem blauen Sofa. „Liebling, ich muß dir ein Geheimnis sagen. Komm schnell aufs blaue Sofa.“

Da sitzen wir im Dämmerlicht und erobern die Welt. Da hat er mir gesagt: „Ach, ich bin zu wütend, daß Amerika schon entdeckt ist. Was soll man nun noch entdecken!“ Da hat er mir sein süßestes Geheimnis anvertraut. „Irmgard ist meine Braut. Einen ‚Trauerring‘ habe ich ihr vom Lumpenmatz schon geholt.“ Auf diesem lieben blauen Sofa sitzen wir also. Das heißt — er liegt, sein Lockenköpfchen in meinem Schoß, die dicken Beine beschreiben Kreise in der Luft, im Arm hat er einen fürchterlichen Negerknaben aus Wolle, der gerade Favorit war.

„Liebling, ich will dich heiraten. Eine andere mag ich nicht.“

„Ach, Fritzchen, das geht ja nicht. Erstens habe ich schon einen Mann. Und zweitens muß doch der Mann immer ein bischen älter sein als die Frau. Willst du dir's nicht noch überlegen?“

Und er überlegte sich's. Am nächsten Tag sagte er mir Bescheid. Er stieg dazu aus seinem Bettchen in meines, lag gedankenvoll einige Zeit in meinem Arm und wartete, daß der Vater das Zimmer verließ. Denn in seiner Gegenwart kann man sich doch keine Geheimnisse erzählen! Kaum ist er hinausgegangen, um Kaffee zu trinken — hier offenbart es sich, was für eine schlechte Hausfrau ich bin! Die reizvollste Stunde war mir und meinem Jungen immer die Morgenstunde; was haben wir da alles besprochen! Kaum ist also der Vater gegangen, da fängt er an —

„Ich werde nun gar nicht heiraten, Liebling."

„Ach, wie schade! Ich hatte mich schon so auf deine kleine Frau gefreut! Warum denn nicht?"

Und der kleine Kerl macht so ein ernstes Gesicht —

„Sie könnte vielleicht keine gute Mutter für meinen Jungen sein."

Heute — es sind seitdem drei oder vier Jahre vergangen — ist seine Weltanschauung noch düsterer geworden.

„Ich heirate nicht," sagt er — „zuerst sind die Frauen immer sehr nett. Und nachher sind sie ganz anders."

„Ach," sagt Fräulein, „dann wirst du ja ein langweiliger Junggeselle!"

Er überlegt.

„Nein. Meine Frau ist dann einfach schon gestorben. Und als Admiral" — denn es ist doch selbstverständlich, daß er Admiral wird — „kann ich gar keine Frau gebrauchen. Dann habe ich einen Koch."

„Aber du kannst dir doch einen Koch halten und hast doch eine Frau?"

Tiefes Nachdenken.

„Nein, dann geht sie mir höchstens mit dem Koch durch."

Die Sache also ist erledigt.

Dieser künftige Admiral ist mir ganz unentbehrlich in der Erziehung. Er ist das treibende Moment für uns. Der künftige Admiral darf doch nicht schlürfen, wenn er Suppe ißt!

„Doch, Liebling; wenn ich Admiral bin, habe ich auf dem Schiff zu sagen.“ Und behaglich steckt er den Löffel in den Mund.

„Selbstverständlich. Aber da kommt der Prinz zu Besuch. Du hast natürlich Befehl gegeben, das alles blitzsauber ist an Bord. Die Messingstangen blitzen und funkeln, auf Deck ist alles so glatt gescheuert, daß man fast ausrutscht, wenn man geht, du gehst noch mal auf Achterdeck und sprichst mit den Matrosen.“

„Was sage ich zu den Matrosen?“ fragt der Junge.

„Daß ihr Kerle mir Ehre einlegt!“ sagst du. — Und drehst deinen Schnurrbart und siehst so um dich — denn ein Admiral hat natürlich Augen wie ein Falke. Und da hast du auch schon gesehen, daß der eine Matrose einen Fleck auf der guten Jacke hat. Du kannst dir denken, wie du nun losschimpfst. Denn so was kannst du nicht vertragen.“

„Wo überhaupt der Prinz kommt!“ sagt der Fritz ganz empört und beguckt sich sein Jäckchen.

„Und dann sprichst du mit deinen Offizieren. ‚Ich kann mich doch auf Sie verlassen, meine Herren,‘ sagst du und beguckst dir mal deinen jüngsten Leutnant. Der macht immer Dummheiten. Wie du neulich Salut gegeben hast, hat er noch extra einen Schuß abgehen lassen —“

„Sage, wo ich den Salut gegeben habe?“

„Natürlich, wie du der ‚Hohenzollern‘ begegnet bist.

Und der Kaiser hat gerade Kaffee an Bord getrunken und hat zum Prinzen gesagt — ,nun bullern sie mit dem teuern Pulver los! Aber unser neuer Admiral' — das bist du — ,ist doch ein patenter Kerl! Immer gewaschen und gekämmt, daß es 'ne Freude ist!' Fritz beguckt sich seine Hände — ,sitzt so gerade wie 'ne Tanne!' Fritz richtet sich auf — ,und was der Kerl für 'n Kommando hat — muß 'ne gute Mama gehabt haben."

„Kennt er dich auch, Liebling?"

„Aber natürlich. Die Mamas sind immer die Hauptsache." ,Na,' sagt er zum Prinzen, ,kannst nächstens mal auf sein Schiff gehen.' Und deshalb ist der Prinz gekommen."

„Und wie der Prinz kommt?"

„Wie der Prinz kommt, begrüßt du ihn, und der Prinz denkt — netter Kerl, der Admiral. Und freut sich, daß alles so ordentlich ist und die Kanonenrohre geputzt —"

„Und der jüngste Leutnant?" Fritz ist ganz rot vor Vergnügen.

„Na, der drückt sich hinten rumm; angenehm ist es ja nicht für ihn, daß er sich so blamiert hat. Und der Prinz sieht ihn auch immer so von der Seite an."

„Und was sage ich?"

„Dir tut er natürlich leid. Und du sagst dem Prinzen, daß er noch so jung wäre und daß er's nicht wieder tun würde."

„Er darf's auch nicht wieder tun," sagt Fritz sehr ernst.

„Nein. Tut er auch nicht. Und dann geht ihr in den Speisesaal und weil's doch ein Fest ist, daß der Prinz auf dein Schiff gekommen ist, eßt ihr alle zusammen. Der Prinz guckt sich im Salon um — du sitzest neben ihm — und er betrachtet sich durch sein Monokel die Bilder."

„Trage ich auch ein Monokel?"

„Nein. Das erlaube ich nicht. Und dann sieht er über dem Divan ein Bild. ‚Wer ist denn das?' fragt er. ‚Meine Mama,' sagst du. — ‚Das ist recht,' sagt der Prinz, ‚die Frau gefällt mir — —'

Mein Mann wirft mir einen Seitenblick zu, den ich natürlich nicht bemerke —.

— „Und dann wird das Essen gebracht. Und nun denke mal, wie unangenehm. Auf einmal schlürfst du."

Der Fritz ist außerordentlich peinlich berührt.

„Der Prinz sieht sich nach allen Seiten um — so was hat er denn doch noch nicht erlebt. Und weil er sich doch nicht denken kann, daß der Admiral selbst solchen Spektakel macht beim Essen, fragt er dich — ‚sagen Sie mal, lieber Admiral, wer schlürft denn hier so?'"

Der Fritz kriegt einen roten Kopf.

„Aber wenn's der jüngste Leutnant getan hat — —"

„Nein, diesmal hast du's getan. Und nun merkt es auch der Prinz, und dann denkt er ‚schade. Er

ist wirklich ein netter Kerl. Aber wenn er schlürft, ist natürlich nichts zu machen.'"

„Und wenn er nicht schlürft?" fragt der Junge atemlos.

„Wenn du nicht schlürfst, ist das ganz was andres. ‚Der muß natürlich ein Kommando in der Südsee haben,' denkt der Prinz. ‚Das ist ja ein Vergnügen mit dem Kerl. Und wie er bei Tisch sitzt! Und wie manierlich er ißt — das muß ich doch S. M. sagen' — —"

„Komm, Liebling," sagt der Fritz nach Tisch, „komm aufs blaue Sofa. Nun erzähle mir, wie ich in der Südsee bin."

Der Prinz war eine sehr beliebte Erscheinung in unseren Erzählungen. Erstens stellte er was vor. Und zweitens wußte er immer, was sich schickt. „Sie erziehen Ihren Fritz viel zu ernst," sagte die Frau Direktor von drüben, „mein Eduard soll so lange wie möglich Kind bleiben. Und überhaupt, daß Sie ihm das von dem Admiral so erzählen —" der Fritz gab seine Kenntnisse natürlich weiter — „es ist doch sehr selten, daß einer so eine Karrière macht. Und überhaupt auf dem Wasser — —"

Ich war anderer Meinung.

„Erstens halte ich es für meine Pflicht, dem Jungen ein hohes Ziel zu stecken; erreicht er's nicht, schadet's ja nichts. Aber er arbeitet doch drauf hin und es gibt heute schon ein Band zwischen ihm und einer kraftvollen Gemeinschaft, der er keine Unehre machen

darf. Und zweitens soll er nicht an der Scholle kleben. Er soll sich nicht mit in den großen Ameisenhaufen verkriechen; soll nicht graue Mauern sehen, wenn das Herz übervoll ist vor Sehnsucht nach Gottes freier Natur; das Meer wird seine Geliebte sein. Und wenn ich tot bin, wird das Meer in stillen Nächten ihm von seiner Mutter erzählen. Wenigstens manchmal. Und er wird sich erinnern, wenn ich ihm sagte — Gott ist auf dem Meer. Gott spricht im Sturm. Ewiges Leben ist das Wasser. Sein Lied schläfert den Schmerz ein. Wie eine Mutter ist das Meer. Und in Sternennächten, wenn er einsam auf Deck ist, wird ihm auf einmal einfallen, was seine Mutter ihm sagte — wie ein Lied durch das All braust, übermächtig; über alle Begriffe gewaltig — angestimmt von der ganzen Kreatur. Und der Sterne Flammenschrift sprechen ihm von mir. Und er denkt, wie er noch ein kleines Kind war. Und wie seine tote Mutter ihm alles war; und wie süß es war, als ich noch goldnes Haar für ihn hatte, und er vor allem Leid, allen Fährnissen geborgen war, wenn sein Köpfchen an meinem Herzen ruhte. Er wird ein ernster Mann sein. Vielleicht mit vielen Sorgen. Vielleicht mit schweren Pflichten. Aber er wird lächeln. Und wird in der Sternennacht sagen — ach, Mutter!"

Die Frau Direktor lächelte. Und ich lächelte auch. —

Ei, was tat uns Fritzens Admiralschiff doch für gute Dienste! Vom blauen Sofa aus segelten wir

in allen Ozeanen umher, legten in den Häfen, die mir bekannt waren, an, erlebten die interessantesten Dinge, lernten Land und Leute kennen. Was konnte ich meinem Jungen alles zeigen! Und natürlich so, als wenn wir uns an Bord befanden.

„Und wie ich nun steam gebe, Liebling, und die Chinesen sind noch an Bord, und ihre Dschunken sind voll Tauschware — was passiert denn da?"

„Wenn wir aber in Borneo an Land gehen, Liebling, mußt du dir ein kleines Gewehr mitnehmen und immer hinter mir hergehen. Und wenn wir einen Gorilla treffen, nehmen wir ihn dem Papa mit —"

„In Alaska sind wir ja gleich am Nordpol, Liebling! Da können wir doch aussteigen. Nun erzähle, wie wir die Eisbären schießen."

„Das geht jetzt nicht, Mäuschen. Jetzt sind wir gerade in der Behringsstraße, wie mal nicht so viel Eis drin ist. Und du bist so recht ärgerlich, weil euer Trinkwasser zu Ende geht. ‚Wollen mal schnell nach Japan gehen, sagst du zu deinem Adjudanten —'"

Der Fritz ist ärgerlich:

„Warum haben wir denn nicht mehr mitgenommen?"

„Ja — ein Faß ist wohl ausgelaufen — —"

Und dann sind wir mitten im russisch-japanischen Krieg. Aber unter keinen Umständen will der Fritz die Russen vorstellen, um nicht verhauen zu werden. Wir beschränken uns also auf die Potentaten. Ich bin der Deutsche Kaiser, habe meines Mannes Schlepp-

säbel umgeschnallt und seinen Helm auf dem Kopf; sehe sehr energisch aus und poche auf meine Armee. Emma, die Gute, ist der Koloß mit tönernen Füßen, strickt und schwitzt unter einer riesigen Pelzmütze. Die Hauptperson ist natürlich der Mikado Fritz. Auf seinen Locken sitzt ein umgestülpter Dreifuß zum Kaffeewärmen, mit einem Band unter dem Kinn befestigt. Er trägt meinen Abendmantel, der majestätisch hinter ihm herschleppt, und wenn er den Zaren ansieht, macht er ein verächtliches Gesicht, um ihn zu reizen.

„Wollen Sie vielleicht eine Bahn über den Baikalsee bauen?" fragt der Mikado zornig.

Der Zar weiß von nichts.

„Ich bleibe neutral," sage ich und setze mich hoheitsvoll auf den Klavierstuhl, der mein Thron ist.

„Aber Sie wollten mir doch ein Schiff borgen," sagt der Mikado.

„Nein."

„Ein einziges Schiff? Wenn's auch alt ist?"

„Nein."

„Mit ganz alten Kanonen? Die gar nicht mehr schießen?"

„Nein. Die abgelegten schicke ich nach Afrika, damit die Neger ein bischen Angst kriegen."

Der Mikado überlegt, welchen Vorteil er daraus ziehen könnte.

„Da ist doch gleich Madagaskar. Dahinter können

wir sie ja stellen, Liebling. Und wenn dann die Emma vorbeikommt, überfallen wir sie — —"

„Ich schließe kein Bündnis mit Ihnen," sage ich und raßle mit dem Säbel. „Wie kommen Sie überhaupt dazu, mich Liebling zu nennen? Und wenn Sie eine Emma haben — ich habe keine —"

Der Mikado sieht mich verdutzt an und nimmt den Kaffeewärmer vom Kopf.

„Wie du auch immer gleich bist —"

„Ich bin gar nicht so. Aber ein Deutscher Kaiser braucht sich nicht von jedem Liebling nennen zu lassen —"

„Du hast doch extra gesagt, daß die Deutschen und die Japaner befreundet sind —"

„Das geht mich gar nichts an."

„Und dann bist du ja überhaupt kein Kaiser. Du bist doch die Mama!"

„Nein. Du hast selbst gesagt — —"

Ihm wird die Sache unheimlich.

„Dann wollen wir lieber Raubritter spielen."

Ach, diese Raubritter! Der Fritz wagte sich in voller Rüstung nicht recht auf die Straße, weil er sofort von einem neugierigen Haufen umringt war. Es war auch zu interessant. Visir heruntergelassen. Oben auf dem Helm eine wippende, rote Feder. Auf dem Panzer, der mit Riemen hinten befestigt war, eine Art Medusenhaupt. Um die Lenden einen Infanteriesäbel — ja, es war zu interessant!

„Laß mir auch mal!" rief Otto aus der Kellerluke.

„Wennste den nich mehr willst, schenkste 'n mir," sagte Bruno.

„Faß mich an, Liebling," bat der Fritz, „sonst nehmen sie 'n mir weg." Und nun ging ich als Raubrittermutter neben ihm her.

In diesem Aufzuge machten wir Besuch beim Baumeister Witthöft, der ein guter Freund von meinem Jungen ist und in dessen Haus Alt und Jung sich gern ein Stelldichein gibt. Fritz erregt Bewunderung und Neid. Da ist besonders der Willy, ein ungeheuer kluges Kind, das immer recht haben muß, „sonst sag ich's meinem Papa! Der ist Amtsrichter! Und dann kommst du ins Gefängnis." Mit dem anzubändeln, muß man sich also hüten.

„Ich will den Säbel haben!" schreit Willy.

„Das ist dem Fritz seiner," sagt seine Mama. Sie kann mich nicht ausstehn und möchte sich mir nicht verpflichten. „Zum Geburtstag kriegst du auch einen."

„Aber jetzt will ich ihn haben!" schreit das Kind.

„Hast du denn nicht gehört, Willychen — —"

Willychen brüllt los. Die ganze Gesellschaft wird aufmerksam.

„Willst du den Schild haben und die Säbelscheide?" fragt Fritz großmütig.

Ja. Die will er haben. Und einige Zeit ist es ruhig. Aber plötzlich großes Geschrei. Sie wollen aufeinander losschlagen. Gerade vor der Servante mit dem alten Porzellan. Der Baumeister springt herzu.

„Das gibt's nicht, Jungens. Säbel runter! Die braucht man nur, wenn Krieg ist."

Fritzens Augen blitzen kriegerisch. Willychen hat ihn gewiß beleidigt —

„Jetzt ist ja Krieg!" sagt er.

„Wo denn, Schafskopp —" fragt Freund Baumeister.

„In Afrika. Mit den Hereros."

Willy reißt den Mund auf. Ist fassungslos. Und wendet sich verächtlich ab. „Afika — Afika — —" sagt er, und man hört seine ganze Überlegenheit — „Afika gibt's ja ga nicht." Denn er konnte das „r" noch nicht aussprechen.

Aber als Fräulein den Fritz um sieben Uhr abholte — lieber Gott, was hat der Raubritter für ein Geschrei erhoben. Er wollte ja durchaus noch nicht nach Haus! Er wäre nicht müde! Und er hätte es noch nicht gehört, daß die Raubritter von den Fräuleins so früh abgeholt würden! Das Haus schallte wider von dem Spektakel, und er war ganz geknickt. Jetzt trug er den stolzen Helm unterm Arm, und immer wieder trocknete ihm Fräulein die tränenüberströmten Bäckchen. Triumphierend sah Willy ihm nach, und ich hörte seine Mama lächelnd sagen: „Er ist wohl doch ein bißchen verzogen, der gute Fritz."

Wenn ich ihm ein ganz großes Vergnügen machen wollte, ging ich mit zur Eisenbahn. Was für eine Sehenswürdigkeit, wenn ein Schnellzug an uns vorbeisauste! Welche Musik, wenn ein greller Pfiff die

Luft zerriß! Wir spielten Blitzzug, Güterzug, Personen-
zug, Hofzug — nur Bimmelbahn hatten wir noch
nicht kennen gelernt, weil die bis jetzt im Bau war.
Wie sie aber endlich fertig war, bin ich durch sie ganz
berühmt geworden. Unzählige Male hieß es — „ach,
Sie wohnen da, wo die Bimmelbahn vorbeifährt?
Und ich sagte mit gutem Gewissen: „Ja, in der
Nähe." Es war nämlich ein Bahnhof gebaut, eine
Billettausgabe, Güterverkehr — aber kein Reisender
durfte ein- oder aussteigen. Die Bahnbeamten stellten
sich vor die Wagentüren und schubsten mit Gewalt
die Leute in die Coupés zurück, hatten kein Mitleid
mit händeringenden Frauen und wütenden Männern —
die Bahnverwaltung hatte den Ort boykottiert. Weil
die Gemeinde sich geweigert hatte, den Weg zum
Stationsgebäude pflastern zu lassen. Sie haben sich
ja endlich dazu bereit gefunden; denn die nächste Station
war eine Stunde weiter. Aber bis dahin bin ich mit
Fritzchen oft dort gewesen, und wir haben uns besser
amüsiert wie im Theater. Ja, die Poesie der Eisenbahn
habe ich begreifen gelernt, und als wirklich der erste
Zug abging, haben wir ein Stimmungsbild erlebt,
das ich mit der Feder festgehalten habe und das dem
Fritz immer wieder die größte Freude verursacht.
Nämlich —

„Los!" donnerte der Stationsvorsteher und salutierte,
und die Schaffner und Gepäckträger, auch die, die
nicht zum Zug gehörten, salutierten alle mit. Es war

ein großer Augenblick. Die Uhr zeigte die fahrplanmäßige Zeit, und der Zug wollte sich in Bewegung setzen. Aber er tat es nicht. Denn da stürzte der Zugführer auf den Vorsteher zu und sagte ihm etwas. Und der Vorsteher winkte verzweifelt dem Heizer zu, der sich noch einmal hinausbeugte, und das gesamte Zugpersonal begann ohne rechten Grund durcheinander zu laufen. Nein, es konnte nicht losgehen, denn weit hinten, auf einem Nebengeleis stand ein Gepäckwagen, den man bis zur dritten Station mitnehmen sollte. Also rangieren. Der Vorsteher fluchte, die Schaffner lachten heimlich, und die Passagiere schalten.

„Fahren wir denn noch nicht?" schrie ein dicker Mann aus einem Coupé dritter Klasse.

„Nein, Sie können wieder aussteigen. Es dauert noch gute zehn Minuten."

So stiegen denn alle wieder aus und sahen wütend auf die bekränzte Lokomotive. Sie war klein und behäbig, und die Signalpfeife hatte einen hellen, lustigen Ton. Zum erstenmal wurde heute die Strecke befahren, und die Maschine war dazu neu gebaut worden. Sie war so blank, daß die Sonnenstrahlen sich in ihr spiegelten, und ihr Führer meinte, nie ein so graziöses Ding gesehen zu haben. Sie stampfte und fauchte ein paarmal, und der Zug bewegte sich rückwärts. Und dann wieder vorwärts. Und wieder rückwärts und wieder vorwärts. Und dann blieb er stehen, und grelle Signalpfiffe zerrissen die Luft.

„Wie soll ich denn da den Schnellzug erreichen?" schrie der dicke Mann aus der dritten Klasse. Der Schaffner zuckte die Achseln und sah auf die blanke Lokomotive. Bei Fahrgästen aus der dritten Klasse brauchte er sich weiter keiner Höflichkeiten zu befleißigen.

Aber auf allen Gesichtern lag Unzufriedenheit. Da war besonders die fette Bäuerin, die mit einem ungeheuren Korb beladen auf dem Bahnsteig stand und ihrem Unmut Worte verlieh. Da sollte man mit der Eisenbahn fahren! Dreimal war sie keuchend eingestiegen; einmal in den Kohlenwagen, einmal in ein Coupé erster Klasse, und wie's endlich richtig war, sah sie, daß die andern ausstiegen und konnte gar nicht schnell genug wieder hinaus. Nun ja, man kann nicht wissen. Es ist doch schon genug passiert. Aber nun wollte sie das Fahrgeld zurück haben. Und sie hatte ja gleich gesagt, daß daraus nichts würde. Wie konnte die Regierung nur so dumm sein, den Omnibus eingehen zu lassen. Hatte sie da einmal den Ärger gehabt und die Aufregung wie heute?

„Ja, ja," sagten einige, „das war ganz was anderes." Und sie gedachten des alten, wackligen Gefährts wie einer alten Geliebten. Wie bequem es war und wie gemütlich! Alle waren Freunde, die darin saßen, und ganz dicht rückte man zusammen, daß nur alle Platz hatten. Aber sie hatten es ja alle gesagt . . .

Dem Vorsteher lief der Schweiß von der Stirn. Diese Hitze! Und der Ärger! Sein roter Hals quoll

aus dem Uniformkragen heraus, und der Galarock, den er zu Ehren des Tages angelegt, umspann fest, ach, so fest den stattlichen Leib. Da nannten seine Kollegen diese Station einen Ruheposten! Ein netter Ruheposten! Neugierig, ob er den Abend noch erleben würde. Er fieberte — er fühlte es ganz deutlich, daß er fieberte. „Himmel, Herrgott — kommt denn das verfluchte Ding nicht von der Stelle?“

Die Kopplung kam nicht zustande. Die Leute standen herum und lachten. Der Heizer hatte einen Witz erzählt, und nun wollte ihn jeder hören. Wie ein Teufel sah der Kerl aus mit seinem rußgeschwärzten Gesicht, aus dem die lachenden Augen und die weißen, starken Zähne leuchteten. „So macht doch vorwärts!“ schrie einer. „Seht doch nur den Alten! Der platzt ja beinahe vor Wut. Ach, welch ein Spaß! Welch ein Spaß!“ Und wieder lachten sie, und die blanke Maschine schnaubte gleichsam vor Freude ihren schwarzen Atem aus.

„Was wetten wir,“ rief einer, „bei der Kurve hinter Beeren haben wir Pech.“

„Aber natürlich! Man kann sich ja nicht drehen!“

„Aber der Regierungsrat hat nichts gesagt.“

„Ach der! Was versteht denn der davon! Der hat ja vorher mit dem Landrat gefrühstückt! Und wie langsam sind wir gefahren. Die Herren sind vorsichtig. Nein, denen passiert nichts.“

Auch andere waren der Überzeugung, daß die

Kurve viel zu kurz war. Bahnarbeiter kamen hinzu mit Hacken und Spaten und beteiligten sich an dem allgemeinen Thema. Nein, der Regierungsrat verstand nichts davon, sonst hätte er's auch sehen müssen. Und war's bei der Kleinbahn nach Wesendorf nicht ebenso gewesen? Zwei Wagen waren umgeworfen und die Maschine den Bahndamm hinunter — bei einem Haar wäre der Führer zerquetscht worden. Sie hatten's alle vorher gewußt. Aber darf man denn was sagen? Solche Herren haben ja immer recht. Woher sollen sie's denn wissen? Das sieht auf dem Papier alles anders aus als in Wirklichkeit.

„Fertig dahinten?" schrie jemand.

Einige gingen langsam hin, um nachzusehen, und unterhielten sich noch unterwegs über den interessanten Fall.

„Schnell, schnell," rief der Heizer, „der Alte kommt!"

Fluchend und keuchend kam der Vorsteher den Schienenweg entlang. Er glühte wie eine Mohnblume, und unter der roten Mütze hervor flossen Bächlein von Schweiß. Nie hatten die Leute ihn so schimpfen gehört; nie hatten sie solche Eile bei ihm gesehen. Und unwillkürlich steckte die Eile an. Plötzlich war die Kopplung fertig. Aber der Vorsteher wollte nicht umsonst so gelaufen sein. Jetzt sah er selbst nach, ob alles in Ordnung war und rüttelte sogar an der Kette, und dabei schimpfte er voller Wut.

„Wie," schrie er, „ist es nicht genug, daß alle

Arbeit auf mir ruht? Nun muß ich auch noch ankoppeln! Und die Kerle stehen da und gaffen! Die Hitze! Diese verfluchte Hitze. Und heute gerade! — Wenn ich mein Heu einbringen will, muß es regnen. Mist ist es geworden, reiner Mist. Warum regnet's denn heute nicht? Warum steht ihr denn noch hier? Jetzt sind's zwölf Minuten Verspätung. Himmelelement!"

Die Lokomotive ließ einen langgezogenen grellen, Pfiff ertönen, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Der Vorsteher sprang schnell auf ein Trittbrett und vergaß beim Festhalten das Schimpfen. Zufällig wandte er den Kopf nach der Richtung, wo das Dorf lag, und er sah einen Mann, der ihm figürlich sehr ähnlich war, lebhaft mit einem Regenschirm winken, während er so schnell wie möglich vorwärtsstürzte. Er war in erster Linie der Duzfreund des Vorstehers, dem er noch eine Summe schuldete, und in zweiter der Gemeindevorsteher von Trieben. Es war unmöglich, diesen Mann den Zug verpassen zu lassen. Es konnte eine folgenschwere Feindschaft entstehen. Allerdings, fünf Minuten dauerte es, bis er die Station erreicht hatte. Der Freund wußte, wieviel man sich zumuten konnte. Aber man mußte das möglichste tun.

„Einsteigen! einsteigen!" schrien die Schaffner.

Ein Junge mit einigen leeren Bierseideln und entsetzlich abstehenden Ohren bestand hartnäckig einem Reisenden gegenüber auf seinem Recht, für genossenes Bier die Bezahlung zu nehmen.

„Er will nicht zahlen!“ schrie er dem Vorsteher zu, der auch den Ausschank hatte.

„Will nicht zahlen? Dann bleibt er hier!“ schrie der erbost zurück. „Niemand steigt ein, der nicht gezahlt hat! Wie, da besauft sich das Volk mit meinem Bier und will es nicht bezahlen“ — er schimpfte fürchterlich, und alle gaben ihm recht.

„Wie soll ich denn den Schnellzug erreichen,“ schrie der dicke Mann, „es ist ein Skandal — jetzt schon sechzehn Minuten.“

„Wo sind denn die Frachtscheine?“ fragte der Zugführer.

Niemand wußte, wo die Frachtscheine waren. Der Vorsteher stürzte in sein Bureau. Sein Freund kam nun noch zurecht. Die Beruhigung hatte er wenigstens. Aber die Frachtscheine — sie mußten doch irgendwo sein — er warf alles durcheinander. Und endlich fand er sie auch. Seine Frau hatte die Soleier damit zugedeckt.

Da kam sein Freund.

„Ich hatte dir doch gesagt, daß ich mitfahren wollte,“ sagte er aufgebracht, obgleich er kaum noch Atem schöpfen konnte. „Und da läßt du mich so laufen — na, ich werde dir das gedenken. Und nun gib mir mal ein Billett, mit dem ich am billigsten mitfahre.“

Auch das besorgte er. Er wußte kaum noch, was er tat. Und dann stürzte er hinaus. Großer Gott,

die Leute waren schon wieder beim Aussteigen. Was gab's denn nun?

Und das Zugpersonal trank schon wieder Bier, und der Zugführer unterhielt sich mit einem jungen Mädchen.

„Schwerenot nochmal, einsteigen!" brüllte er. „Wer jetzt nicht einsteigt, bleibt hier! Ich lasse den Zug abfahren."

Lachend und kreischend und scheltend kletterte alles wieder hinauf. Die Schaffner halfen den Frauen, die sich über die hohen Trittbretter beklagten, und gaben ihnen noch einen freundschaftlichen Klaps mit auf den Weg. Der Heizer winkte noch einmal zurück, der Bierjunge zählte sein Geld.

„Mann, Mann — komm doch mal — ein Telegramm" — seine Frau schrie es aus dem Bureau. Das konnte den Zug betreffen. Einen Augenblick mußte er noch warten. Er lief an den Apparat. Ja, wegen des Zuges wurde telegraphiert. Der Regierungsrat wartete auf der nächsten Station seit einer Viertelstunde auf sein Eintreffen. Warum er nicht kam, fragte er.

Beinahe wäre der erschrockene Mann in Ohnmacht gefallen. Aber er durfte sich von seiner Schwäche nicht übermannen lassen. Er fühlte es: hier hing alles von ihm ab. Nur den Schweiß trocknete er mit dem Rockärmel. Und dann telegraphierte er zurück: „Er fährt schon ab."

Und nun hinaus! Die Reisenden standen an den Fenstern, lachend und schimpfend, je nachdem die Verzögerung sie ärgerte oder amüsierte. Nur aus dem kleinen Fenster der vierten Klasse sah das blaurote Gesicht des Gemeindevorstehers rachedürstend auf den Freund.

„Jetzt ist's schon 'ne halbe Stunde!“ schrie der Mann der den Schnellzug erreichen wollte. „Was haben wir denn für eine Regierung, die so etwas duldet!“

„Seid ihr denn nun alle drin?“ fragte ein Schaffner gemütlich.

Sie waren alle drin. Und nun konnte es losgehen.

Der Vorsteher gab das Zeichen. Sprechen konnte er wohl nicht mehr. Langsam, in ruhiger Majestät rollte der Zug an ihm vorüber. Der schweißtriefende Mann sah ihm nach, aufatmend, daß nun doch noch alles gut abgelaufen war. Da aber ging's noch einmal wie ein Wetterleuchten über sein Gesicht, und er stieß einen Wutschrei aus. Man hatte die Schlußscheiben vergessen.

„Da stehen sie,“ rief er gebrochen dem Bierjungen zu, „lauf doch, lauf doch, daß du ihn noch einholst.“ —

Aber es gibt noch etwas, was über alle Maßen schön ist. Etwas, von dessen Poesie sich kein Stadtkind auch nur einen Begriff machen kann: das ist Gewitterregen. Auf einmal sind die Straßen überschwemmt; die Leitungsrohre können das Wasser nicht bewältigen; in alle Keller strömt's. Bis zu den Knien

waten die Pferde drin; alle Regentraufen sind Wasserfälle geworden; begeisterte Straßenjungen haben die Hosen aufgestreift und gehen durch die Fluten, wo sie am tiefsten sind —

„Wo ist der Fritz?" rufe ich.

Ja, wo ist der Fritz! Der steckt eben auch in den Fluten. Und weil sein Vater die hohen, juchtenen Jagdstiefel Wasserstiefel nennt, hat er sie sich angezogen und geht als Däumling in den Siebenmeilenstiefeln spazieren, zum großen Neid der andern. Hinter ihm bilden sich lange Furchen — er watet mit Behagen, mit Verständnis. Auch er hat die Höschen hochgestreift, und der Kittel schleppt hinter ihm her — — aber er genießt mehr wie die andern: wegen der mächtigen Stiefel.

„Bringen Sie mir sofort den Jungen ins Haus," rufe ich dem Kutscher zu, der ihm grinsend nachsieht.

Aber mein Mann winkt lachend ab. „Das haben wir ebenso gemacht. Das ist Empfindungssache. Aber das verstehst du nicht —"

Und der Bengel geht auf und ab und gesteht nachher, daß das das Allerschönste war, was er jemals erlebt hat, und daß alle Tage Überschwemmung sein müßte.

Und dann —

Freut euch des Lebens —

Morgens um fünf Uhr! Wenn man noch gar nicht ausgeschlafen hat! Wenn der ruhige Bürger nichts

Böses ahnt — wenn der Fritz so süß und sanft in seinem Bettchen schlummert —

Freut euch des Lebens —

Mit der Pauke! Und verschlafene Musikanten mit hohen Hüten ziehen durch die Straßen und machen einen ungeheuern Lärm auf ihren Blechinstrumenten. Es sind gewiß herzensgute Menschen. Aber was machen sie für Musik! Verträumt erhebt sich der Fritz, hat ein seliges Lächeln auf dem Gesicht, geht mit nachtwandlerischen Bewegungen ans Fenster und sagt überwältigt: „Schützenfest."

„Du mußt noch schlafen!" rufe ich. Der Vater brummt.

„Herr Picht hat seine weißen Hosen gestern schon bekommen," sagt der Fritz strahlend. Seine Augen leuchten. Im Nachtkittelchen sieht er so süß aus, daß man gar nicht ärgerlich werden kann. „Wenn Herr Picht König wird, kriegen sie alle Würste."

Herr Picht ist die erste Persönlichkeit im Ort. Er wiegt drei Zentner, ißt zum Frühstück zwei Filetbeefsteaks, versteckt sich ins Bett, wenn ein Gewitter am Himmel aufzieht und bittet dann alle um Vergebung, die er beleidigt hat; es ist ein ziemlich großes Register. Die Obrigkeit frühstückt gern bei ihm, er ist bei allen Vereinen Ehrenmitglied, denn er läßt was drauf gehen, hegt eine gründliche Verachtung für die Akademiker, hat eine prächtige Frau und ist ein seelenguter Mensch. Sonst ist er Fleischermeister.

„Geh ins Bett," sagt mein Mann zornig.

„Herr Picht kriegt den Rock nicht zu, hat er gesagt —“

— Freut euch des Lebens — sagen die Blechinstrumente.

„Darf ich Karussell fahren, Liebling?“ Fritzchen ruft es flehend.

Der Vater ist außer sich.

„Kann der Bengel nicht hören?“

„Und ich darf doch vor der Musik gehen, Papa?“

„Da soll doch gleich — — hat denn der Junge keine Hochachtung mehr vor seinen Eltern! Von jetzt ab werde ich die Erziehung — fünf Uhr morgens — — da hört doch alles auf!“

„Und 'ne Riesendame ist auch da!“ sagt der Fritz träumerisch.

„Wirst du jetzt sofort ins Bett?“

„Emma sagt, sie fährt in der russischen Schaukel —“

Der Vater fährt im Bett hoch; betrachtet mit starren Blicken sein Kind.

„Aber ich gehe lieber ins Kasperletheater.“

„Dir scheint das ziemlich gleichgültig zu sein,“ sagt mein Mann tonlos zu mir. Ich sehe ihm an, daß er wütend ist.

— Freut euch des Lebens — schmettern die Trompeten.

„Jetzt kommen sie hintenrum,“ sagt der Fritz entzückt, und läuft an ein anderes Fenster. Vor der Tür singt der Fips gefühlvoll mit. Lord heult bloß bei den höheren Tönen. Dann aber ziemlich durchdringend. Der Doktor gerät außer sich:

„Das nennt man glückliches Familienleben? Es scheint mir — — es scheint mir wahrhaftig, du lachst — —“

Ja. Ich kann's nicht verbergen. Habe mein Gesicht ins Kissen gedrückt —

„Liebling —“ schreit der Fritz. „Herr Thomas klopft schon seine Schuhe aus — nun kann ich doch aufbleiben — —“

Herr Thomas ist in der Beziehung unsere Uhr. Wenn er das Fenster öffnet und zwei ungeheuere Filzschuhe bedächtig gegeneinander schlägt, dabei die Straße hinauf und hinunter äugt, gleichgültig, ob er in seinem jungfräulichen Gewand gesehen wird oder nicht — ist es sechs Uhr.

„Na also!“ sage ich zu meinem Mann.

— Man schafft so gern sich Sorg und Müh' —

„Ist mir ganz egal! Wenn ich sage — —“

„Gehst du auch mit auf den Schützenplatz, Papa?“ Das Kind ahnt nichts. Der Vater mustert mich. — „Man kann sich ja über nichts wundern —“

— Freut euch des Lebens — — jubelt's draußen.

„Ach, Papa — geh doch mit! Wir kaufen uns Naute, Papa. Für 'n Sechser gibt's soviel — —“

Und schmeichelnd drängt er sich nun an ihn. Die Musik ist ja jetzt weit weg — — legt die molligen Ärmchen ihm um den Hals — „Ach, Papa, und Lakritze — — und auf dem Karussell darf man für einen Groschen dreimal rum fahren —“

Jetzt hat er ihn! denke ich ängstlich; fest entschlossen, mein Kind zu retten. Da steigt er sogar zu ihm ins Bett — —

„Bist du auch so gern zum Schützenfest gegangen, Papa, wie du ein kleiner Junge warst?“

Sie vertragen sich! Wahrhaftig, sie vertragen sich! Der Vater hält ihn im Arm, als wenn gar nichts gewesen wäre! Arm in Arm schlummern auf einem Lager — — usw.

— Freut euch des Lebens — —

Weit aus der Ferne schallt's nochmal herüber.

„Ich denke, daß Herr Picht König wird,“ sagt der Fritz.

Und alle Genüsse, die so ein Fest bietet, hat er gekostet. Sogar die Raute. Sogar die Lakritze. Ungereinigte natürlich. Von der gibt's mehr. Wenn man sie von weitem sieht, denkt man, es ist Kautabak. Oder Teer. Aber sie schmeckt noch viel schlimmer. Und die Würste! „Je länger — je lieber,“ fordert man sie, oder „für 'n Groschen geh auf'n Damm —“. Herr Picht sagt, wenn man tüchtig Senf draufschmiert, merkt man gar nicht, was alles drin ist. Der Junge ist in einem Taumel der Freude. „Und der Löwe, auf dem ich geritten bin, Liebling, hat sich noch extra immer um sich rumgedreht.“ Gräßlich! „Ach, Liebling,“ sagt der Fritz nach dem Abendgebet, „wenn's doch alle Tage Schützenfest wäre!“

Immer war der Fritz vergnügt. Aber am vergnügtesten im Wald.

Herrgott, war das schön! Da saßen wir auf einem gefällten Buchenstamm, verzehrten unsere Butterbrote und baumelten mit den Beinen. Ein heiliges Rauschen in den Kronen über uns; ein grüner Teppich das dunkle Moos; Sonnengold auf smaragdenen Blättern, und durch die Stämme blitzt des nahen Flusses zitterndes Silber.

„Wollen wir singen, Fritzchen?"

„Ach ja!"

Und wir überlegen. Fips und Lord — die mußten ja immer dabei sein — sitzen vor uns mit hängenden Zungen. Irgendwo hämmert der Specht; Vögel girren und locken. Und stolze Säulen sind der Buchen hohe, glatte Stämme.

„Ich hatt' einen Kameraden?"

„Nein, Liebling; das ist mir zu traurig."

„Das Lied von den Grenadieren, die aus Rußland kommen?" Das war mal sein Lieblingslied.

„Nein. Die kann ich nicht mehr leiden."

„Warum denn nicht?"

„Weil sie keine guten Papas sind. Was sollen denn nun ihre Jungens anfangen?"

Das war ein neuer Standpunkt.

„Mamas sind überhaupt viel besser wie Papas;" er biß kräftig in sein Butterbrot. „Hermann sagt —" das war ein Freund — „er mag Papas überhaupt nicht. Die hauen bloß."

„Aber deiner ist doch so gut!"

„Ja. Aber hauen tut er auch."

„Und gestern hat er dir einen großen Ball geschenkt."

„Ja. Aber muß er gleich hauen?"

„Du bist gewiß sehr unartig gewesen."

„Aber wenn man das gar nicht so meint — —"

Es war keine Einigung zu erzielen. Und wir überlegten weiter, was wir singen wollten.

„Von dem Nichtzusaures, Liebling."

„Ichthyosaurus heißt das Tier, Fritzchen."

„Ja. Aber ich sage Nichtzusaures, weil man sich bei dem andern nichts denken kann."

So sangen wir denn Scheffels köstliche Ballade —, Es rauscht in den Schachtelhalmen. — Und die Hunde wedelten mit den Schwänzen und Fips sang leise, ganz leise mit.

„Was aus dem armen Kind mal werden soll," sagte eine Dame, als sie meinte, ich höre es nicht — „ich weiß es nicht! Kann man seinen Sinn nicht auf Schönes lenken?" Denn das Lied fand sie abscheulich, und daß wir's nach der Melodie der gemütvollen Loreley sangen, geradezu sündhaft. Fritzchen und ich fanden es nicht abscheulich. Denn wir nahmen es gleichzeitig als Ausgangspunkt für unsere naturwissenschaftlichen Studien. (Scheffel möge mir's verzeihen!) Die Saurier hatten und haben etwas ganz Persönliches für den Jungen bekommen, und die Mammuthfunde in Sibirien erweckten unser größtes Interesse. Ja als ich

aus einer märkischen Sandgrube einen Mammuthzahn als Geschenk erhielt, war er entzückt und überwältigt.

„Dann hast du mir ja gar nichts vorgeredet! Dann ist es ja wahr, was du mir gesagt hast!"

Und dann haben wir natürlich Mammuth gespielt.

Und diese interessanten Kombinationen!

„Wenn nun ein Lälaps und ein Brontosaurus aufeinander losgingen, Liebling — wer würde dann stärker sein?"

„Das kann man nicht sagen. Der Lälaps hatte ein stärkeres Gebiß und war gelenkiger. Der Brontosaurus war gewaltiger — war von ungeheueren Formen — —"

Er konnte sich wohl so ein Vieh ganz gut vorstellen. Als der arme Baron Hans mal bei uns war, fragte ihn Fritzchen auch nach den Riesen der Vorzeit.

„Haben Sie mal 'n Nichtzusaures gesehen?"

Baron Hans klemmte sein Glas ein.

„Ne."

„Oder 'n Lälaps?"

Niemals hatte er von so was auch nur gehört.

„Was ist denn das, mein Junge?"

Und Fritz außer sich vor Staunen.

„Sie wollen Baron sein und wissen noch nicht mal, was ein Lälaps ist?"

„Aber wenn nun König Nobel gekommen wäre?" fragt der Fritz Der Kampf zwischen Lälaps und Bronto ist ja noch nicht ausgetragen.

Nie nannte er den Löwen anders als König Nobel. Als ich zum erstenmal mit ihm in den Zoologischen Garten ging und ihn vor den Löwenkäfig führte, war der kleine Mann von der Majestät des ruhenden Tieres, das ihn ruhig ansah, überwältigt. Er war ganz blaß vor Aufregung, zog sein Käppchen und sagte: „Guten Tag, König Nobel."

„Aber wenn nun König Nobel gekommen wäre?"

„Damals gab's ja noch keine Löwen. Ich habe dir ja gesagt, daß die Saurier Pflanzen fraßen. Aber der Löwe frißt Fleisch."

„Aber wenn der Lord gekommen wäre, Liebling — — der frißt auch Gemüse —"

„Der Lord? Aber der frißt doch auch am liebsten Fleisch —"

„Und Kotelettknochen. Aber wenn wir wieder Koteletts haben, kriege ich auch einen."

„Ja, dann sollst du auch einen haben. Aber nun denk mal, wie klein der Lord neben so einem Brontosaurus gewesen wäre! Der hätte ihn vielleicht gar nicht gesehen! Hätte ihn einfach totgetreten, wie du eine Ameise tot trittst —"

Da wurde er aber böse.

„Unsern Lord? Dann nehme ich aber meinen Säbel und schlage den Bronto tot! Und dann wollen wir mal sehen, wer stärker ist! Und wenn mein Geburtstag ist, wünsche ich mir einen Spaten, und

dann fahren wir nach Rügen, und dann graben wir die Nichtzusaures aus der Kreide — —"

Nach Scheffel sitzen sie ja drin. „Sie kamen zu tief in die Kreide, da war's natürlich vorbei."

Und nun kommen die Reisepläne. Und nun kommt der Herr von Rodenstein. Daß den Kommilitonen der Prachtjunker lieber ist als meinem Jungen und mir, glaube ich nicht! Und daß einer begeisterter als mein Fritz singen kann — „raus da, raus aus dem Haus da —" bestreite ich. Bei ihm war das Lied eine Tat. Hei, wie seine Augen blitzten, wie der kleine Kerl die Fäuste ballte — wie seine Stimme durch den Wald schallte, als der Rodensteiner den Hans Schleunig, dem Stabstrompeter, in der Schöppleintrinker Reih' erblickt!

Der Rodenstein in grimmem Zorn
Hub graunhaft sich empor,
Dreimal stieß er ins Jägerhorn
Und blies mit Macht den Chor:
Raus da — —"

Und mein Herz hüpfte vor Freude! Er ist ja mein Landsmann, der Kerl mit dem unlöschbaren Durst; mein Landsmann, der in deutschen Landen den Frühling der Freiheit ahnt —

„Ich reit' und reit' und such' einen Mann
Der meinen Flamberg führen kann!"

Mein Landsmann, der wie ein Frühlingssturm über die Lande braust — und in den märkischen Buchenwald jauchzen wir's, der Fritz und ich —

Rumdiridi, Freijagd!
Hoidiridi, Freinacht!
Alter Patron,
Empfah' deinen Sohn!
Hussa hallo!
Do hihaho!
Naus! Naus! Naus!"

Wir glühen beide vor Begeisterung. Sie lachen? Finden es sonderbar, daß ich solche Lieder mit ihm singe? Ach, was kann man einem Kinde unserer Zeit, einem Kinde unseres blasierten Jahrhunderts Besseres und Schöneres mitgeben als Begeisterung — und die Kraft zur Begeisterung! Dafür erlasse ich ihm ja all die Geschichten von bösen Stiefmüttern, von Zauberern und Feen — erlasse ihm sämtliche moderne Märchenbücher! Aber des Geiblinger Mannesmut auf der Zollernburg in Nürnberg — aber der Götz auf Jaxthausen — aber der streitbare Mönch auf der Wartburg — nun, ist das kein famoser Ersatz? „Ich werde der Götz!" sagt der Junge, „und 'ne eiserne Faust kriege ich noch!" Und wer ihn kennt, wird mir bezeugen, daß er sich wacker und ehrlich herumschlägt. Er kommt manchmal zerschunden, mit zerrissenen Hosen nach Hause. Das ist den Rittern auch passiert. Aber das schadet nichts, wenn man nur die anderen verhauen hat — —

Soll ich auch erzählen, wie er krank war?

Es war zum Osterfest; und die Ursache war nicht

zum geringsten die Freigiebigkeit der Kaufleute. Da drücken sie so einem armen Kind eine Handvoll geschärften Zucker ins Fäustchen: „Laß dir's gut schmecken.“ Und in der nächsten Ladentür steht ein Mann, dem noch einige Zuckereier übrig geblieben sind. „Die kannst du aufessen, Junge!“ Und beim Bäcker ist noch ein vorjähriges Schokoladenei, das sonst keine Verwendung mehr hat — und Herr Picht sagt: „Komm, Fritze — heute kriegst du 'ne Knobländer. Weils Ostern ist.“ Alles nimmt der Junge dankbar an. Alles ißt er dankbar auf. Wie gut die Leute sind! Und wie gut, daß Emma nicht dabei ist. Wenn Emma dabei ist, kriegt man lange nicht soviel! Und wie man nach Haus kommt, drückt einem der Kutscher sogar noch ein Marzipanei in die Hand. „Ganz frisch, Fritz!“ Und das schmeckt am besten.

Und wie wundervoll! Zu Tisch gibt's lauter Lieblingsspeisen. Und Torte! Und nachmittags kommt die Großmama und bringt lauter schöne Dinge mit.

Ich bin noch heute, da es doch lange vorbei ist, außer mir über die Herzlosigkeit der Leute, über die Gewissenlosigkeit der Leute. Die Spekulation auf einen Kunden ist das treibende Moment zu der Festesfreigiebigkeit — aber wir armen Mütter sitzen am andern Tage am Bettchen unseres Kindes; und zerbrechen uns den Kopf — woher kann es denn so krank geworden sein! Warum weint es? Warum wirft es sich so wild umher? Warum hat es so heiße Hände — —?

Ja — wie entstehen Krankheiten? Wie schwarze Gespenstervögel sind sie. Schwirren lautlos daher — kommen durch die verschlossenste Tür — huschen durch verhangene Fenster — sitzen plötzlich auf dem Ofen; auf dem Türrahmen; stieren aus glanzlosen, fürchterlichen Augen auf ein Bettchen, in dem unser Liebstes stöhnend sich wälzt — hauchen aus hohler Brust ihren schrecklichen Atem —

Ach — was für eine Zeit! Der Fritz war krank!

Ich hatte ja keine Ahnung, was Kranksein heißt? Wenn er sich mal den Magen verdorben hatte, gab's Ingestol, Hungerkur wurde für einen Tag verordnet — Emma kochte Wassersüppchen — und alles war wieder gut. Meistens erfuhr es mein Mann gar nicht. Und wenn er hustete, machten wir ihm einen kalten Umschlag, packten ihn ins Bett und lasen ihm vor. Entweder die Geschichte vom Feuerzeug oder vom treuen Johannes. Fünfzigmal. Hundertmal. Er konnte nie genug kriegen. Und wenn wir nur einen Satz ausließen, sagte er: „Das kommt noch nicht. Erst kommt — —"

Und nun war er krank! Richtig krank! Hatte ein glühendes Körperchen. Wollte nichts hören. Hatte festeingekniffene Lippen —

„Ist es gefährlich?" fragte ich meinen Mann. Was für eine dumme Frage!

„Du bist genau so unverständig wie andere Mütter!" sagte er. „Am Krankenbett ist äußerste Ruhe nötig.

Wenn man dich ansieht, wird man schon krank — er hat etwas Fieber — —"

Lieber Gott! Etwas Fieber! Und immer wieder beugte sich der Vater über seinen Jungen! Und diese Temperatur! Und diese glänzenden Augen!

Wie bin ich feige gewesen! Ich habe aus Angst vor einer ernsten Antwort nicht mehr gefragt. „Etwas gastrisches Fieber —" hieß es. Und verordnet war äußerste Diät. Und Packungen um den heißen Leib — —

Was für eine Zeit! Noch heute zittert mein Herz, wenn ich daran denke. Ich lächelte, wenn ich an sein Bettchen trat — aber meine Zähne schlugen dabei aufeinander. Ich konnte es ja gar nicht begreifen, daß der dunkle Lockenkopf so müde und ruhig in den Kissen liegen blieb, wenn Liebling sich über ihn beugte. Verstand es nicht, daß der Mund, der süße, kleine Mund nicht mehr lachte und jauchzte; daß er nicht bat, wie ich doch gewohnt war — nun erzähle, Liebling! Erzähle doch endlich!

Immer gegen Abend kam das Fieber. Immer abends klammerte er sich so fest an mich. Und gerade in dieser Zeit brauste der Frühlingssturm über die Erde, fauchte in den Ofenröhren, rüttelte an der Regentraufe. Und der arme Junge stöhnte — er soll nicht! Und starrte angstvoll umher, und ich wußte, daß er den Gespenstervogel sah; von dem niemand ihm etwas erzählt, und dessen unheimliche Nähe er fühlte wie ich sie fühlte. An der Tür saß Emma mit rotge-

weinten Augen. Auch sie wagte nicht zu fragen. Sie sah mich an — und den Jungen — und nahm den Fips auf den Schoß und trocknete in seinem Fell ihre nassen Augen.

Ich denke an einen Spätnachmittag, da der Schneesturm dahinraste. Manchmal flackerte das Licht in der Lampe. Manchmal stöhnte und kreischte etwas — der Junge lag fast bewegungslos. Nur die Fingerchen griffen tastend umher. Und der Atem ging so schnell. Und das Köpfchen war so heiß. Ich beugte mich über ihn — ich war ganz zerrissen vor Schmerz. Ich dachte — warum kann ich nicht daliegen! Warum kann ich nicht leiden für ihn! Und als er mich ansah, konnte ich nicht lächeln, wie ich es doch am Krankenbett tun sollte.

„Liebling!“ sagte der Fritz, „bist du traurig?“

„Nein,“ sagte ich. Und die Tränen stürzten mir aus den Augen.

„Bist du über mich traurig?“

„Nein, mein süßer Junge.“

„Dann ist's gut,“ sagte er und machte die Augen wieder zu, glücklich, daß er nicht schuld war an meinen Tränen.

Aber ich lief hinaus in den Schneesturm. Ich meine, es prickelten auf meinem Gesicht noch die Eisstückchen, so deutlich ist mir der Tag im Gedächtnis. Ich fühle, wie der Wind an meinen Kleidern zerrt und zaust; er raubt mir den Atem. Er springt wie eine Katze

an mir empor, er wirft sich mir entgegen, heulend — fauchend — ich stürze auf der Landstraße vorwärts irgend etwas entgegen, das mir helfen muß — ach jetzt, da ich es schreibe, ist mein Gesicht tränenüberströmt, empfinde ich noch den Schmerz, der mich fast wahnsinnig machte.

In dieser Nacht war die Krisis, glaube ich.

Mein Bett stand in seinem Zimmer. Wir konnten meinen Mann nicht stören. Er hatte so viele Kranke und war todmüde, wenn Schlafenszeit war. Aber ich hatte ja nur einen Kranken; hatte ja vollauf Zeit, mich nur mit ihm zu beschäftigen. Und welche Mutter würde es anders tun? Wenn sich das Kind regte, war ich neben ihm; wenn es seufzte, beugte ich mich zu ihm — drei lange Wochen hindurch. Was für Kräfte doch eine Mutter hat, die um ihr Kind ringt.

Es war schrecklich diese Nacht. Draußen heulte der Sturm. Und als ich die Temperatur gemessen hatte, war's über vierzig. Stöhnend warf sich der Junge umher — ich kniete neben seinem Bett — mein Hirn war leer. Ich erinnere mich, wie ich einen großen Nagel betrachtete und überlegte, warum er dort eingeschlagen sei. Ich konnte nichts mehr denken.

Das Kind rief mich. Ganz laut und angstvoll. Da nahm ich es auf — ach, wie leicht es geworden war! — und legte den Fritz neben mich in mein Bett, nahm ihn fest in meinen Arm — ich hatte ihn ja noch! ich hatte ihn ja noch! Und wie eine Geschichte, die mir

vor vielen, vielen Jahren einmal erzählt war, ging mir's durch den Sinn — daß man beten könnte. Aber auch dazu reichte meine Kraft und mein Denken nicht mehr. Ich fand keine Form mehr — —

Aber ich fing an, den heißen Körper zu streicheln. Ganz instinktiv. Vom Hals den Rücken hinunter — unaufhörlich, unaufhörlich. Und dachte dabei immer dasselbe: — — „Lieber Gott, laß ihn mir! Lieber Gott, laß ihn mir — —"

Wie lange? Ich weiß es nicht. Ich hatte auch kein Verständnis mehr für Zeit und Raum. Aber trotz meiner Erschöpfung war mir's auf einmal, als werde das Kind ruhiger. Seine Bewegungen waren nicht mehr so wild; und als ich das begriffen, merkte ich auch, daß die Haut feucht geworden war. Ich beugte mich zu ihm hin — lauschte auf seinen Atem — — lieber Gott — — ich möchte noch heute die Hände falten — möchte noch heute Worte finden, die das ausdrückten, was mir damals durch die Seele ging. Aber das kann man nicht. Nein, das kann man nicht. Ich fühlte, daß ich laut aufschluchzen würde — aber der Fritz schlief! Ganz sanft und ruhig schlief mein Kind in Mutters Arm — an Mutters Herzen — da darf man doch nicht schluchzen! Da darf man sich doch nicht bewegen!

Und ich habe mich nicht bewegt. Den Atem habe ich angehalten, um mein Kind nicht zu wecken. Und ich lauschte den Atemzügen — herrlicher dünkten

sie mich wie die schönste Musik. Ganz klein und demütig war ich, und so erbärmlich, daß ich noch nicht mal Worte fand für das unermeßlich Erhabene, was ich eben erlebt hatte und was meine Seele doch bis ins Innerste erschütterte. Ich glaube, ich sagte — Lieber Gott — — Lieber Gott — — aber weiter hat der liebe Gott nichts von mir erfahren. Und ich fühlte doch, daß er mir nahe war und daß er's nicht übel nehmen würde, wenn ein übervolles Mutterherz keinen andern Ausdruck fand, seine Größe anzuerkennen.

Dann bin ich wohl auch eingeschlafen.

Denn als ich die Augen aufschlug, war der Sturm vorüber; mein Mann stand am Bett, besah sich den Jungen und sah ganz vergnügt aus. Der Fritz gähnte und reckte sich.

„Nun wird er auch bald Hunger kriegen," sagte mein Mann.

Aber das dauerte lange! Ach, so lange! Und manchmal dachte ich, es ist ja gar nicht möglich, daß das stille, blasse Kerlchen, das immer auf Mamas Schoß sitzen wollte und weinte, wenn Mama fortging, jemals wieder der kecke Bursche werden könnte, der er gewesen. Der Fritz hatte ja das Laufen verlernt! Sein Köpfchen lehnte matt an meiner Brust und seine Augen waren so groß und träumerisch geworden. Er bat nicht, „Liebling, erzähle mir was! Von den alten Germanen erzähle mir was und von den Bären —" er lag wieder unter dem Apfelbaum wie damals, als

er ein Baby war. Fips und Lord lagen neben ihm und wedelten mit den Schwänzen, wenn er etwas sagte. Auch die Tiere konnten es nicht begreifen, daß das der Fritz war; daß das unser wilder Junge war. Manchmal erhob sich Lord, legte mal seinen schönen Kopf auf Fritzens Lager, das wir ihm zurecht gemacht hatten, sah seinen Freund mit schönen, klugen Augen an und legte sich wieder hin. Und dann wollte der eifersüchtige Fips auch nicht zurückstehen und machte es dem Lord nach. Wedelte sehr energisch mit dem buschigen Schwänzchen, wühlte mit dem spitzen Schnäuzchen in den Betten herum — und machte sich's wieder hinter Lords Rücken bequem. Und der Fritz sah es gar nicht. Der Fritz grübelte. Und stellte so merkwürdige Fragen.

„Wer hat denn eigentlich den lieben Gott erschaffen?"

„Warum schafft der liebe Gott die Menschen, wenn er sie doch wieder sterben läßt?"

„Kommen die Spatzen auch in den Himmel?"

„Ich glaube, der liebe Gott wollte gar keine Affen machen. Der wollte gleich den Menschen machen, aber er wußte nicht, wie er's machen sollte. Da hat er sich zuerst an den Affen versucht."

Ja, er grübelte. Und ich konnte seine Fragen nicht beantworten.

Ach, wie lange es dauerte! Und wie bitterlich er weinte, als wir mit den Gehversuchen begannen und die armen, kleinen Beinchen ihn nicht tragen wollten.

„Es ist ganz merkwürdig, wie ungeduldig du bist,“ sagte mein Mann. „Du mußt dir doch klarmachen, daß die Säfte sich wieder ergänzen müssen, ehe die Muskeln reagieren. Das wird schon alles gut werden. Laß uns mal ein paar Wochen weiter sein — —“

Ja, als wir ein paar Wochen weiter waren, sah's freilich anders aus. Und als der Fritz mir sagte — „nicht wahr, Liebling, wenn ich die alten Hosen an habe, darf ich mal auf das Remisendach klettern,“ da habe ich gedacht, es ist Weihnachten und ich hätte das schönste Geschenk bekommen, was das Christkind zu vergeben hatte. Wahrhaftig, ich hätt's ihm auch mit den neuen erlaubt und hätte die Leiter selbst gehalten. Nun war alles gut! Der Fritz wollte wieder klettern! —

Talente hatte er immer noch nicht. Tante Wera sagte — „vielleicht hat er Anlagen zum Modellieren“; und zeigte ihm, wie's gemacht wird. Und der Fritz beguckte sich ziemlich sachverständig einen Menschen. Einen ganz gewöhnlichen Menschen. Dann rollte er sich auf dem Tisch mit der flachen Hand die verschiedenen Gliedmaßen zurecht, klebte sie aneinander und machte für je einen Menschen einen Zylinderhut. Der Einfachheit halber machte er gleich sechs Bäuche und ein Dutzend Beine auf einmal. „So wird's wohl der liebe Gott auch gemacht haben,“ sagte er, „nur daß er ihnen noch den Atem gegeben hat.“ Tante Wera sagte, zum Modellieren schien er kein Talent zu haben.

Die Frau Direktor sagte —

„Singt Ihr Fritz denn nicht unsere reizenden Volkslieder? Mein Eduard hat so ein reizendes Stimmchen. Ich gehe jetzt immer mit ihm in die Kirche, damit er Freude am Gesang bekommt und den Wohllaut menschlicher Stimmen erkennt.“

Das fand ich gar nicht so übel und ich ging auch mit ihm in die Kirche. Der Fritz war auch ganz Ohr. Ich freute mich, wie ernst und aufmerksam er neben mir saß. Er schien wirklich den Wortlaut der menschlichen Stimme auf sich wirken zu lassen.

Als wir zurück gingen, fragte ich ihn, wie es ihm gefallen hätte.

Er sagte — „Hast du den alten Mann gesehen, Liebling, der an dem Pfeiler saß, an dem der vertrocknete Blumenkranz hing?“

Ja. Den hatte ich gesehen:

„Du meinst doch den, der nur einen Zahn hatte, und der den Mund so weit beim Singen aufriß?“

„Ja. Ich möchte bloß wissen, wie der den hohen Ton rauskriegt. Ich kann doch auch quietschen. Aber so hoch geht's nicht.“ —

Wir fingen an zu malen. Kein Mensch hätte sagen können, nach welchem Modell Fritzens Entwürfe entstanden. Er zeigte mir ein Gemälde.

„Rate mal, was das ist.“

„Eine Kuh.“

Er guckt sich ganz verdutzt das Kunstwerk an.

„Aber Liebling — man sieht doch ganz genau, daß das der Fips ist —"

„Der Fips? Der ist doch nicht braun."

„Aber wenn er gerade in den Sumpf gefallen ist — —"

„Und Hörner hat er doch auch nicht!"

„Das sind keine Hörner, Liebling. Das sind die Ohren. Die spitzt er immer."

Aber ich konnte die Ähnlichkeit nicht herausfinden; also was anderes. Er malt ein längliches Dreieck. Unten spitzer Winkel. Rechts oben hinter den Konturen sehr viel rot. Im oberen Teil lauter Spiralen. Triumphierend legt er mir's vor.

„Das erkennt man doch auf den ersten Blick."

Ich möchte ihm so gern den Gefallen tun —

„Wenn's ein bischen runder wäre, könnte es eine Wasserrübe sein."

„'ne Wasserrübe?" — er tritt zurück. Besieht sich das Ding mal aus der Perspektive — „aber das sieht doch jeder, daß das Afrika ist! Und daß in der Sahara gerade Wirbelsturm ist! Du hast mir doch selbst erzählt — —"

Die Frau Direktor kam auch bald dahinter, daß es mit unseren Talenten sehr schwach bestellt war. Und sie tröstete mich.

„Man findet es ja auch in dem Alter nicht oft, daß die Kinder so talentvoll sind. Mein Eduard ist ja so ganz anders veranlagt wie Ihr Fritz, stunden-

lang sitzt das Kind neben mir auf der Fußbank und malt — oder zieht Perlen auf — einen ganz reizenden Serviettenring hat er mir gestickt — — es ist ganz merkwürdig mit dem Kind!"

Ja, es war auch merkwürdig. Stundenlang auf der Fußbank! Perlen aufziehen! Der Fritz soll nicht in Konkurrenz mit ihm treten. Aber als Arztfrau muß ich natürlich meine Gedanken für mich behalten.

Ach, Fritzens Talente lagen auf einem ganz andern Gebiet. Aber wenn man mich fragt, was mir angenehmer ist: wenn mein Sohn auf Bäume und Dächer klettert, in die meisten dummen Streiche von denen man spricht, verwickelt ist, mit Beulen und Schrammen zurückkommt — oder auf der Fußbank sitzt und Perlen aufzieht — dann lieber die Beulen und Schrammen und zerrissenen Hosen. Das gehört zum Jungen. Wenn er auch keine Talente hat.

Aber da die schönen Künste vollständig versagten, mußten wir doch was anderes anfangen. Denn nun fing der Junge ja an, männliche Eigenschaften zu entwickeln und überhaupt einen männlichen Charakter zu zeigen. Eines Tages sagte er — er müßte Hosenträger haben.

Ich traute meinen Ohren nicht. Mit den Hosenträgern fängt's an. Wenn die erst da sind, fängt auch der Ernst des Lebens an; fängt der Zwang an —

„Aber warum denn, Fritzchen? Die Leibchen sind doch so nett —"

„Hermann sagt, Hosenträger sind viel schöner. Babys tragen Leibchen."

„Hermann ist ein dummer Junge. Und außerdem ist er zwei Jahre älter!"

„Aber wenn ich mich bücke, platzen die Hosen —"

Er zeigte mir's. Nun ja, mager war er ja gerade nicht —

„Ich will's nicht haben — —," wirklich, ich klammerte mich an das Leibchen wie an ein Stück Poesie.

Und da wandte er sich an den Vater — und der Vater sah auch ohne weiteres die dringende Notwendigkeit für die Träger ein. „Das gehört doch zum Jungen," sagte er.

War das ein Stolz, als der Junge zum ersten Male Hosenträger hatte! Beschreiben läßt sich das nicht; das muß man erleben. Er hatte sogar einen anderen Gang angenommen. Aber nun wollte er mehr.

„Kannst du mir vielleicht einen Kragenknopf borgen?" fragte er, als der Vater von einem Bein aufs andere tanzte, um den Kragen leichter anknöpfen zu können.

Zufällig konnte er ihm einen borgen.

„Kannst du mir auch einen Kragen dazu borgen?"

Der Vater besieht sich seinen Sohn von der Seite, — und gibt ihm das Verlangte. Und der Fritz knöpft sich den Kragen um, begibt sich gemessenen Schrittes ins Speisezimmer, greift nach der Zeitung, die er natürlich verkehrt hält, und setzt sich auf seinen

Platz. Ganz Würde; ganz Selbstbewußtsein. An diesem Tage sagte er zu Emma, die ihn in der Badewanne abseifte, während Fräulein das Badelaken zurechtlegte — „es paßt sich nicht, daß zwei Fräuleins dabei sind, wenn Männer baden. Eine von euch muß rausgehen!“

Lieber Gott! Das nannte sich Mann! Und stand doch am andern Morgen ohne Kragen und ohne Hosenträger mit seinem schwarzen Lederschurz am Brunnen, um sein Schaukelpferd einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Sämmtliche Haare hatte er ihm abgeschnitten, Schwanz und Mähne gestutzt und bürstete mit Sand und Seife drauf herum, als wenn das Tier an so was gewöhnt wäre! Es hatte eigentümlich grüngelbe Augen, als wenn es im Trans wäre, und sah damit voller Grausen auf Fritzens Tätigkeit. Mann nannte sich das!

Und in dieser Zeit war's, da der Fritz sich der Wissenschaft ergab. Es fing mit den Maikäfern an.

„Sie sind so klug,“ sagte er, als er eine Sammlung von fünf oder noch mehr, die er in einer Schachtel untergebracht hatte, fütterte. „Ich habe mich immer gewundert, warum sie keine Fliederblätter essen. Aber es kommt, weil sie bitter sind. Kastanienblätter und Lindenblätter sind süß. Die fressen sie.“

„Ja — woher weißt du das denn?“

„Ich habe sie doch deshalb versucht,“ sagte er. „Aber warum sagt man denn — Maikäfer fliege —

dein Vater ist im Kriege — — deine Mutter ist in Pommerland —"

Ich sah ihn ganz verdutzt an. Da muß so ein Kind einen drauf bringen, wie man unterrichten muß! Und ich erzähle von einem geknechteten Preußen, von Napoleons Schreckensherrschaft, von deutschen Männern, die gegen deutsche Brüder kämpfen mußten —

„Komm aufs blaue Sofa, Liebling," sagt der Fritz, „hier vergeß' ich's."

Ja. So fing's an. Und da er durch den kleinen Vers so interessante Dinge erfuhr, ging's natürlich weiter.

„Sage was es bedeutet, Liebling — 5 — 10 — 20
Die Franzosen waren in Danzig.
Danzig fing an zu brennen.
Da kriegten die Franzosen das Rennen.
Ohne Strümpf' und ohne Schuh'
Liefen sie nach Frankreich zu."

„Das spielt in derselben Zeit wie der Maikäfervers — —," und Rußlands Einöden schildere ich, die Schrecken des russischen Winters. Vom blauen Sofa aus sehen wir den Usurpator an uns vorbei reiten — vom blauen Sofa aus sehen wir eine ungeheure Menschenwelle an uns vorbeifluten; sehen wir Deutsche mit blutenden Herzen Frankreichs Fahnen folgen, hören wir Hunderttausende von Menschen ihrem Kaiser zujubeln. Wir erleben den Brand Moskaus — wir hören die krachenden Eisschollen der Beresina —

und da ist auf einmal das Lied von den Grenadieren, den Überlebenden, die gebrochen, die zerlumpt daherwanken, die den Tod im Herzen tragen — um des Kaisers willen.

„Wir wollen das Lied nicht mehr singen," sagt der Fritz, „es ist mir zu traurig. Jetzt wollen wir singen: Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein. Nun erzähl' mir das Lied, Liebling."

Und ich erzähl' es ihm. Erzähle ihm von eines deutschen Volkes Einigkeit; von eines deutschen Volkes Willen, der stärker war als des Königs Willen.

„Denk' dir, Fritz! Ein deutsches Volk hat dem König seinen Thron wieder erobert. Und wie in alten Zeiten waren es deutsche Sänger, die mit dem Volk voran zogen und mit ihren Liedern die Männer begeisterten. Da war so ein lieber, junger Kerl, der ein Schwertlied gesungen hat, daß denen, die es hörten, das Herz im Leib' erzittern machte — er sang:

„du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?"

und weil er wußte, daß der liebe Gott bei dem Volke ist, das für sein Heiligstes kämpft, hat er ein Gebet gedichtet, bei dem die Soldaten die Mützen abnahmen, wenn sie es sangen; ein ganzes Volk sang es, Fritz. Und das brauste nun wie der Sturm zum Himmel auf, so daß es der liebe Gott eben hören mußte. Und da hat er denn doch gemerkt, daß in dem Volk noch derselbe Geist steckte wie in den alten Germanen, die

die Römer aus dem Lande gejagt hatten — du weißt doch noch, als Emma der Varus war?"

„Wie hieß das Gebet?" fragt der Fritz atemlos.

„Das hieß: ‚Vater, ich rufe dich!'"

„Und dann hat das Volk dem König seinen Thron wiedergegeben?"

„Ja, Fritz! Und die Viktoria, die Napoleon einfach vom Brandenburger Tor sich weggeholt hatte, holte sich der Blücher wieder! Denn hinter ihm stand ja ein ganzes Volk, das sie haben wollte. Und wenn ein ganzes Volk sagt — ich will — dann geschieht's. Das ist, als wenn eine Sturmflut daherbraust. Das ist, als wenn eine heilige Flamme bis zum Himmel auflodert."

Atemlos ist der Junge. Atemlos klettert er auf meinen Schoß.

„Liebling," sagt er, und schlingt seine Arme um meinen Hals — „sag' doch, Liebling, bin ich auch Volk?"

Bin ich dem Fontane dankbar gewesen wegen seiner Fritzengedichte! Jeden Abend in der Dämmerstunde mußte eines herhalten und daran knüpften wir dann unsere Betrachtungen und spazierten in der Weltgeschichte herum. Hat der Junge den Preußenkönig lieb! Statt Märchenbücher wünschte er sich Bücher vom alten Fritz, und als er als Schüler der ersten Vorschulklasse in seines Vaters Bibliothek ein Buch über Heeresorganisation Friedrichs des Großen entdeckte, hat er es

von vorn bis hinten durchgelesen — und fand es sehr interessant. Und er übte sich, ihn zu imitieren!

„Mach' doch nicht so ein ernstes Gesicht, Fritzchen! Man muß sich ja vor dir fürchten!"

„Friedrich der Große hat auch immer ein ernstes Gesicht gemacht." —

Oder: „Warum hast du denn Otto verhauen?"

„Das war doch nicht Otto, das war Maria Theresia."

„Man verhaut doch keine Kaiserin!"

„Doch, Liebling, Friedrich der Große hat sie auch verhauen."

Oder: „Was macht ihr denn für einen fürchterlichen Spektakel!" Vier Jungen, den Fritz einbegriffen, bliesen auf Pfeifen, die sie sich vom Lumpenmann besorgt hatten. Weil die Hunde die Feierlichkeit der Aufführung durch fürchterliches Gewinsel störten, waren sie vor die Tür gesetzt worden und winselten da wehmütig weiter. „Das ist ja furchtbar, Jungens!"

Die drei sehen verlegen auf Fritz.

„Das ist doch nicht furchtbar, Liebling," sagt der Fritz verwundert, „merkst du nicht, daß es das Flötenkonzert ist?"

Seinem Bett gegenüber hängt das Bild des großen Königs. Daneben natürlich ich. Über uns beiden schwebt ein Engel, der beinahe Friedrich den Großen auf den Kopf tritt, während er lächelnd auf mich herab sieht. Leider muß ich gestehen, daß Fritzchen

seinem Helden für drei Tage untreu wurde. Ich war mit ihm in Dresden, bewunderte mit ihm die Werke des starken August und zeigte ihm am Gitter der Brühlschen Terrasse den berühmten Daumeneindruck des Königs.

Ganz verblüfft ist der Fritz.

„So stark war der?"

„Ja, und denke dir mal — dreihundertundneunzig Kinder hat er gehabt!"

Er ist ganz überwältigt. Und scheint doch Mitleid mit dem armen Vater zu haben. „Ach!" sagt er, „die Butterbrote!"

Aber wie wir wieder zu Haus sind, ist doch Friedrich der beste. Die vielen Kinder und der Daumeneindruck sind ja interessant — aber unser König ist doch ein anderer Kerl. Und dann der Ziethen! und der Seidlitz! und der Voltaire!

Ja, auch der gehört zu denen, die wir bewundern. Denn wer des Fritzen Freund war, muß ein großer Mensch gewesen sein, sage ich meinem Jungen. Und ich erzähle ihm, wie es diesem „größten Geist aller Jahrhunderte" zu verdanken war, daß auch in Preußen die furchtbaren Hexenprozesse aufhörten; wie der junge Friedrich seine Freundschaft gesucht und wie der alte Friedrich ihn nicht vergessen konnte. Das kann natürlich keinen besonderen Eindruck auf ihn machen. Ich muß das demonstrieren.

„Sieh' mal Liebling, der Voltaire war doch nur ganz einfacher Schriftsteller."

„Wie du, Mama?"

„Ja," sage ich skrupellos. „Nun denke mal, wie berühmt er sein mußte, wenn der Kronprinz von Preußen diesem einfachen, französischen Schriftsteller schrieb — es würde mich freuen, mit Ihnen in Briefwechsel treten zu können."

„Würdest du dich freuen, wenn's der Kaiser dir schrieb?"

„Ich würde mich sehr wundern — —"

„Und der Voltaire?"

„Der hat sich gar nicht gewundert. Und wenn heute der Kaiser einem sagt — das ist so — dann sagt der ‚ja' und macht 'ne Verbeugung. Aber wenn der Alte Fritz das sagte und Voltaire dachte, es wäre anders, hat er gesagt — ne, Majestät. Und dann haben sie sich gezankt. Und haben ganz rote Köpfe gekriegt und Voltaire hat gesagt, wenn Sie so sind, reise ich ab. Und ist in sein Zimmer gegangen. Und nun sieh' mal, was das für ein großer König war: zwei Tage hat er sich vielleicht geärgert. Aber dann hat er sich gedacht — der Kerl hat vielleicht doch recht. Und hat ihm ein Briefchen geschrieben, sie wollten sich wieder vertragen. Und Voltaire war natürlich glücklich darüber, denn sie waren ja richtige Freunde; und als sie beide schon achtzig Jahre alt waren und viele, viele Menschen kennen gelernt hatten, dachte doch einer vom andern —

das Schönste war doch, daß ich den zum Freund hatte, denn er war der größte Mensch, den ich in meinem langen Leben kennen lernte."

Später hat der Fritz den großen Franzosen seinem Lehrer gegenüber verteidigt, als sie im Lesebuch etwas über Sanssouci und die Tafelrunde lasen. Der Lessingsche Haß war wohl in dem Mann und die Charakteristik über Voltaire war — „das war ein schlechter Mensch und ein Spion!"

Der Fritz meldete sich. Er hat einen roten Kopf.

„Nun, Fritz?"

„Der Voltaire war kein schlechter Mensch. Er war sogar ein guter Mensch."

„Warum?" Der Lehrer ist ganz verblüfft.

„Weil's meine Mama gesagt hat."

Das war doch genügend, nicht? Sein Lehrer, ein cand. theol., hat es mir selbst erzählt und mich dabei fragend angesehen. Ich sagte ihm —

„Was haben Sie von ihm gelesen?"

„Nichts. Von so einem Atheisten würde ich nie lesen. Kann aus einem faulen Faß guter Most kommen?"

„Ob das Faß faul war, weiß ich nicht," sagte ich. „Aber wenn mein Junge das Unglück haben sollte, bei Ihnen Geschichtsunterricht zu erhalten, würde ich ihn dispensieren lassen. Sagen Sie ihm, daß unsere Antipoden auf dem Kopf spazieren gehen und daß Bismarck ein schlechter Politiker war. Das schadet nichts. Denn wenn er aus dem Schneider ist, wird

er sich schon seine eigene Meinung bilden. Aber wenn Sie ihm so was über Voltaire sagen, wird ihn keiner aufklären. Verleumdungen sind nun mal Gift. Ob es sich nm Tote handelt oder um Lebendige. Adieu."

Er ist glücklicherweise ins Oldenburgische versetzt worden.

Ich habe gefunden, daß der Junge am besten dadurch zu scharfem Denken angeregt wird, wenn man seiner Behauptung mit einer Begründung widerspricht. Ich erinnere mich da eines reizenden Wortwechsels.

Natürlich auf dem blauen Sofa. Er in der einen, ich in der andern Ecke. Wir unterhalten uns über die großen Feldherren der Weltgeschichte — Alexander den Großen — Cäsar — Friedrich und — ja, Bonaparte.

„Mein Liebling ist doch der Alte Fritz," sagt der Junge.

„Und meiner Napoleon."

„Aber der Alte Fritz ist viel berühmter."

„O nein! Sie sind wohl gleich berühmt."

„Aber der Alte Fritz war doch ein König."

„Und Napoleon wurde Kaiser."

„Aber mein Fritz hat die Maria Theresia besiegt."

„Und vor meinem Napoleon haben alle Könige gezittert."

Da wird er wütend.

„Meiner ist doch mehr," sagt er mit blitzenden Augen, „der ist König geblieben; aber deiner hat gesessen."

Und damit hatte er recht. Und sein Friedrich war der beste.

Und doch beschäftigte er sich so viel mit dem großen Korsen. Er sagte mir —

„Ich wundere mich, daß man nie etwas von seinem Vater hört.“ Und als ich ihm ein Buch über den russischen Feldzug versprach, bat er — „ich glaube, Liebling, ich möchte es noch nicht haben. Ich bin noch zu wütend auf ihn.“

Was waren es für wundervolle Dämmerstunden. Wir taten sehr gelehrt und nur wenn die Begeisterung ihn übermannte, kletterte er auf meinen Schoß, schmiegte sich an mich. „Ach, Liebling — das sag' noch mal!“ Immer hatten wir den Globus bei uns; wie oft hörte ich — „sag', daß es eine wahre Geschichte ist!“ Daß natürlich eigentümliche Verwechselungen stattfanden, ist natürlich.

„Sag' doch, Fritzchen, was war ein Prophet?“

„Ein Stern mit einem langen Schwanz.“

„Welcher Fluß ergießt sich doch ins gelbe Meer?“

Ach, er hat so einen schweren Namen —

„Nebukadnezar“.

Ich sagte zu meinem Mann —

„Ich könnte weinen, daß er nun in die Schule kommt! Dann gehört er mir nicht mehr.“

Er lachte.

„Anstatt sich zu freuen — — du sagst ja selbst,

daß er jetzt ordentlich beschäftigt werden muß, weil er den Kopf voll dummer Gedanken hat."

„Ja — natürlich — — aber — — aber es ist doch zu schade!"

Aber vorher kam ja noch Ostern. Ach, welch ein wundervolles Fest! Allein dazu geschaffen, daß der gutmütige Hase sich für die gesammte Kinderwelt opfert!

Und was muß er alles legen! Da gehe ich mit Fritzchen und einer kleinen Freundin in der Stadt spazieren. An allen Auslagen in den Fenstern bleiben wir stehen und bewundern die Hasenkunst. Aber plötzlich zieht mich der Junge an ein Fenster, in dessen Auslage sich ein riesiges Ei, gespickt mit den verschiedensten Nadeln, befindet. Voll Schreck und Staunen betrachten die Kinder das Wunder.

„Wie er das gelegt hat," sagt der Fritz, „muß es ihm doch recht weh getan haben."

Köstlich, diese Osterfeste auf dem Lande! Denn wir gehen ja ganz früh in den Wald, bevor sich die Leute für die Kirche rüsten. Dann findet man ja die meisten Eier. Unter Ginsterbüschen, im dicken Moos, in Grasbüscheln und Kaninchenlöchern sind sie verborgen! Und so wundervoll gefärbt! „Innen sind sie wie Hühnereier," sagt der Junge, „aber außen sind's Haseneier. Nun möchte ich nur wissen, was raus kommt: ein Hase oder ein Huhn!"

Und wie wir dann entzückt über unseren reichen Fund durch die Felder nach Hause gehen, durch die

grünenden, lachenden Felder, über die der blaue Himmel sich wölbt und die Sonne ihr goldenes Licht ausgießt, da sitzt so ein recht behäbiger Hase und freut sich auch des Frühlings im Saatfeld.

„Osterhase! Osterhase!" schreit der Fritz begeistert; und nun mit den dicken Beinen durch die Saat — es giebt gar kein Halten — dem Hasen nach, der sich natürlich zurückzieht. „Ich danke dir für die Eier," höre ich den kleinen Mann rufen, „und komme bald wieder!"

Und als er später seinen Freunden von dem Fabeltier erzählte, war es so groß wie ein ganz großer Rehbock. Nur — daß es eben der Osterhase war.

Und wie der Hase war auch Knecht Ruprecht eine Selbstverständlichkeit, deren Existenz auch die besten Freunde nicht vernichten konnten.

„Solange man dran glaubt, ist er auch da," sagte er. Und darin pflichte ich ihm vollkommen bei. Aber jetzt ist er neun Jahre alt; und der brave Knecht wird nicht wiederkommen; wird nur noch in der Erinnerung fortleben als ein lieber, gutmütiger Freund seiner Kindheit, dem man vertrauensvoll die Hand reichte, auf dessen schweren Schritt man an dunklen Wintertagen lauschte, dessen Spuren man am nächsten Tag im Schnee verfolgen konnte. Vom 6. Dezember an wurden Abend für Abend die Stiefel oder Pantoffel vor die Tür gestellt, und immer war Ruprecht so lieb, was hineinzulegen. Und wenn's eine einzige Pfeffer-

nuß war, gab's doch Freude. Denn „er hat an mich gedacht, Liebling".

Wie er sich — und gewiß viele andere Kinder — für alles eine Erklärung suchte, hatte er's auch über sein Entstehen getan. Und zwar mit einer Poesie, die gewiß alles übersteigt, was ich ihm darüber gesagt habe. Natürlich spielte der Storch dabei eine große Rolle. Als die Störche ihren Horst auf dem Scheunendach verließen, saßen er und ich am Graben, der von hängenden Weiden und Erlen überwölbt ist. Wir sahen den glänzenden Libellen nach, die dicht überm Wasserspiegel dahinhuschten, lauschten dem Froschkonzert und suchten aus den Stimmen Generation und das Alter zu bestimmen; und bewunderten die Eleganz eines solchen Kerlchens, mit der es den Kopfsprung ins Wasser machte. Da flogen die Störche vorüber.

„Nun fliegen sie nach Ägypten," sagte Fritzchen.

„Ja, da werden sie im Nilschlamm Frösche und Schlangen finden, wenn bei uns alles von Eis und Schnee bedeckt ist."

„Und dann holen sie die Kinder, Liebling."

„Die Kinder?"

„Ja; die bringen sie doch von da mit. Ich bin auch aus Ägypten."

„Du auch, Mäuschen?"

„Ja; da ist mitten im Nil der Kinderteich. Ringsum liegen die Krokodile! Sie dürfen aber den Kindern

nichts tun. Das hat ihnen der liebe Gott verboten. Sie dürfen nur zugucken. Weißt du's denn nicht mehr?"

„Ja — — natürlich! Aber erzähle doch weiter. Vielleicht war es bei mir anders!"

„Im Kinderteich sitzen doch alle Kinder. Wenn's ihnen aber zu langweilig wird, klettern sie an ganz dicken Stielen auf die großen Blätter, die auf dem Teich liegen. Von da aus kann man nämlich ganz deutlich die Löwen und die Tiger und die Kamele in der Wüste sehen. Natürlich sind das nur die Jungen, die da rauf können, weil die mutiger sind als die Mädchen."

„Und was tun denn die Mädchen?"

Er lachte so recht belustigt.

„Ach, die sind schlau. Die schütteln dann so lange an den Blättern, bis die Jungens runterfallen. Und dann lachen die Krokodile, weil das so klatscht, und weil sich die Jungen nicht festhalten können. Aber manche sind stark und fallen nicht. Aber dumm sind sie, weil sie nicht aufpassen. Denn sofort kommen die Störche, wenn sie da oben sitzen, nehmen sie — und fliegen mit ihnen weg."

Ich küsse ihn. So reizend hatte ich's gar nicht mehr im Gedächtnis.

„Ja — ja — — so war's; und da kamst du zu mir — —"

„Ja. Aber ich habe mich kriegen lassen, weil ich

zu dir kommen wollte. Ich bin mit Willen rauf=
geklettert."

„Dann hast du dich wohl gelangweilt?"

„Ja. Zuerst waren wir doch alle zusammen. Aber
dann hat der Storch den Papa geholt — und dann
dich — na, allein wollte ich dann auch nicht mehr
drinsitzen — —"

„Das kann ich mir denken."

„Ich habe dich auch gleich wiedererkannt, Liebling.
Aber was hast du nun gesagt, wie ich auf einmal
neben dir lag?"

Ja — was soll man da sagen? Ich wußte nicht
mehr, was ich gesagt hatte.

Dieses wunderschöne Märchen wurde durch einen
Freund zerstört, als Fritz in die Schule ging. Dessen
Schwester hatte ihr erstes Kind bekommen, und da
mögen wohl in des Knaben Gegenwart die Dinge
ohne Verschönerung besprochen worden sein. Fritzchen
kam an jenem Tage ernst und in tiefe Gedanken ver=
sunken nach Haus.

„Was hast du denn, Fritz? Warum hast du heute
auf dem Wege nicht gesungen?" Immer singt der
Junge auf dem Schulweg.

„Weil ich traurig bin."

„Du bist traurig? Warum denn?"

„Weil du mich belogen hast."

„Aber Junge, wann ist das denn geschehen?"

„Ich habe gedacht, die Kinder kommen aus dem Kinderteich. Und nun ist's nicht wahr. Hermann hat's mir gesagt.“

Und er erzählte, was er gesagt hatte.

Da nahm ich ihn auf das liebe, blaue Sofa und küßte ihn und hielt ihn fest im Arm.

„Sieh mal, Fritzchen,“ sagte ich, „bis jetzt warst du mein süßes, kleines Baby. Und wenn du mich gefragt hast — ist das so mit dem Kinderteich? habe ich ja gesagt. Wenn man so klein ist, kann man das andere noch nicht verstehen. Wenn Hermann keine Mama hat, die mit ihm so schöne Märchen erlebt wie wir beide, ist das für ihn sehr traurig. Dann ist er auch kein richtiges Baby, und die Welt ist für ihn nur halb so schön wie für uns beide. Aber weil du nun von Hermann gehört hast, wie es in Wahrheit ist, und fragst mich nun — ist es so? — Dann muß ich dir auch die Wahrheit sagen. Ja, es ist so, wie er dir's gesagt hat. Unsere Herzen waren ganz dicht zusammen. Darum gehören ja auch eine Mama und ihr Kind zusammen. Und wenn die Mama noch so alt ist, z. B. wie die Mama vom alten Fritz und das Kind schon ein König geworden ist, haben sie sich doch am liebsten. Und wenn die Mama ganz fest schläft und ihr Kind, das doch nun schon ein großer Junge ist, ruft sie — ganz leise nur —, dann wacht die Mama auf und läuft schnell zu ihm und weiß genau, was ihr Fritz will —“

Und der kleine Mann atmet tief auf und schmiegt sich fest an mich —

„Ja, Liebling, das habe ich auch gedacht. Und daß mir deshalb das Herz immer weh tut, wenn du weg bist."

Seitdem haben wir diese Frage nicht mehr berührt. Aber es war reizend, wie er eine tragende Katze pflegte und um sie besorgt war.

„Der große, graue Kater," sagte er, „der immer über den Zaun kommt, ist nämlich ihr Mann."

„Das wußte ich ja gar nicht."

„Aber ich weiß es, Liebling. Jede Katze hat ihren Kater. Das ist mal so."

Und eines Tages waren denn auch die jungen Kätzchen da; lagen im Wagenschuppen, und Fritzchen war ein rührender Pflegevater. Heimlich und öffentlich hat er Milch gestohlen und achtete darauf, daß alle gleich viel bekamen. Aber die Mutter bekam ganz besonders viel.

Durch diese Katzen kam der Junge bei einigen ganz besonders gebildeten Damen des Ortes in Verruf, roh und unerzogen zu sein. Eine dieser Damen kam nämlich mit ihrem Töchterchen auf unsern Hof, um die jungen Kätzchen zu sehen. Auf eine ganz natürliche Frage des Kindes, woher sie denn gekommen seien, gibt sie zur Antwort: „Da sind nachts kleine Engelchen von den Sternen gekommen und haben sie der alten Katze gebracht." Der Fritz, gewissermaßen

als stellvertretendes Familienoberhaupt, steht dabei, Hände auf dem Rücken, stolz, die Augen auf die Katzen geheftet. Aber nun ist er doch verblüfft. Sieht verwundert die kluge Dame an, daß sie nicht besser Bescheid weiß und sagt ganz ruhig: „Bei meiner Katze war das anders. Die hat gejungt."

Mit sechs Jahren kam er in die Schule. Stolz war er wie ein kleiner Prinz. Aber mir war das Herz schwer. Wir gaben ihm alle das Geleit. Der Lord, der Fips, Fräulein und ich. Aber ich allein brachte ihn in die Klasse, und er sah, daß mir Tränen in den Augen standen. Er tröstete mich.

„Sieh mal, Liebling, das ist gar nicht so schlimm. Schreiben ist furchtbar einfach. Lauter Striche. Und manchmal 'n Punkt. Und Herr Denzin ist ein guter Lehrer. Der gefällt mir. Und in den Zwischenpausen dürfen wir uns verhauen, sagt Hermann."

„Das ist ja alles recht schön, Fritzchen. Aber wenn du nun so klug wirst und gar nicht mehr fragst — Mama, erzähl' mir das! und wir sitzen nicht mehr zusammen auf dem blauen Sofa —"

Wirklich, mir ist das Herz so schwer! Es wird ja nie wieder so schön werden!

Er schlingt seine jungen Arme um meinen Hals.

„Wenn ich klüger bin wie du, Liebling, erzähle ich dir die Geschichten. Dann bist du mein Baby."

Und morgens mit Gesang in die Schule. Und mittags mit Gesang zurück. Das schallt über die

Straße, und die Leute wissen, jetzt kommt der Fritz. Und alle sehen ihn freundlich an; alle haben so ein Schmunzeln, wenn sie in seine lachenden, strahlenden Augen sehen, und wenn's ein alter Griesgram ist — er muß dem Jungen mal nachsehen.

„Wie war's in der Schule, Fritze?"

„Fein!"

Und ich habe ein Gefühl der Dankbarkeit gegen alle diese Leute, die mich gar nichts angehen, die ich kaum kenne, gegen alle die vornehmen Damen, die mit mir nichts zu tun haben wollen, weil die Fleischersfrau gesagt hat, ich schreibe unanständige Bücher, gegen die Männer, die wegen Fips oder wegen der Hühner noch mit uns verfeindet sind — wirklich, ich denke gar nicht daran, was für eine Kluft zwischen uns ist — ich möchte allen die Hände drücken, ich möchte ihnen sagen: Ich danke Ihnen, daß Sie so lieb zu meinem Jungen sind. Daß Sie halfen, ihn an gütige Menschen glauben zu lassen. Daß in seinem kleinen Herzen keine Zweifel entstanden über das, was ich ihm von den Menschen erzählte. Alle sind Sie gütig zu ihm! Was für reiche Früchte wird das tragen! Wieviel Freude wird es bringen! Denn nur die Kinder, die die Liebe nicht kennen lernten, werden die rücksichtslosen finsteren Gesellen, die das Lachen nicht vertragen können. Ja, sogar der Polizei möchte ich's sagen, die, mit einem kurzen Säbel bewaffnet, ein bischen schwankend daher kam und schon

von weitem rief: „Wirste mal da runter vons Brückengeländer, Fritze! Ins Loch kommste, wenn ich dir kriege!“ Aber er kriegte ihn nicht, und wenn sie sich begegneten, reichten sie sich die Hände, obgleich der Fritz ein kleines Mißtrauen nie recht unterdrücken konnte.

Aber das hat ja mit der Schule nichts zu tun. Nein, was da passiert, machen alle Eltern gleichartig durch. Mit der Klassifizierung hört die Eigenart auf. Ob er ehrgeizig ist? Ich glaube nicht. Zum Beispiel — er hat zwei Fehler im Diktat, und zur großen Überraschung des Lehrers fängt er an zu schluchzen und tut ganz verzweifelt.

„Aber Fritze,“ sagt der Lehrer, „ist denn das schlimm? Das nächstemal sitzt du wieder Erster!“

Aber der Fritz läßt sich nicht trösten.

„Mir ist es ja einerlei,“ heult er, „aber meiner Mama ist es so peinlich.“

Und ob er fleißig ist?

Ich höre in meiner Speisekammer ein Gespräch zwischen unserer Nachbarin und dem Quartaner Ernst, der sich mit seiner Zensur nicht vor des Vaters Angesicht wagt.

„Ist sie denn so schlecht, Ernst?“

„Ja.“

„Bist du denn runtergekommen?“

„Ja. Vorletzter.“

„Na, Ernstchen — es ist ja unangenehm. Aber

so schlimm ist das doch nicht. Sieh mal, du hast das doch nicht so nötig" — der Vater ist ein reicher Mann — „ja, wenn das der Fritze wäre — —"

Man erkennt deutlich, aus reiner Angst vorm Verhungern ist der Fritz fleißig gewesen.

Und ob er wild ist?

Lieber Gott — was ist aus meinem Baby geworden! Wenn ein Streich verübt wird, ist Fritz drin verwickelt. Und wenn ein Streich entdeckt wird, heißt's — erzähle mal, wie's war, Fritz. Und wie sieht dieses einstige Baby aus, das so rosig und zart war, wenn ich ihn mir in der Badewanne begucke. Blaue und braune und grüne Flecken am ganzen Körper!

„Wo hast du denn das am Bein her?" Eine faustgroße, braune Stelle ist's.

„Ach, Liebling, das ist schon immer gewesen!"

„Und beide Kniee durch!" sage ich entsetzt.

„Das heilt bald."

„Und den Arm zerschunden!"

„Aber Liebling, das ist doch schon lange! Wie ich mit dem Rad in den Graben gefahren bin — —"

Ich bin ernstlich böse. Und er seufzt: „Ich hab's mir gleich gedacht, daß du dich aufregen würdest. Und wenn du abends mit mir gebetet hast, habe ich immer die Locken über die Stirn gelegt, damit du die Beule nicht sehen konntest!" Wahrhaftig, auf der Stirn hat er auch 'ne Beule.

„Ich begreife gar nicht," sage ich, als er im Bett

liegt und mir nicht entwischen kann, „ich begreife gar nicht, warum man sich immer hauen muß. Heute hast du sogar den Helmut verhauen; und der ist doch ein Freund von dir!“

„Aber zuerst hat er mich geärgert.“

„Ach — dann gibt man sich die Hand und die Sache ist erledigt.“

Aber der Fritz ist anderer Meinung.

„Nein, das ist anders. Wenn man sich über einen Freund geärgert hat, muß man ihn erst verhauen; sonst kann man nicht mit ihm spielen. Das kannst du nicht verstehen, weil du kein Junge bist — —“ Danach scheint er von den glühenden Kohlen nichts wissen zu wollen.

Er kommt nach Haus, hält mit beiden Händen die Höschen, hat ein ernstes Gespräch mit Fräulein — und beide ziehen sich zurück. Von oben bis unten geplatzt! „Ich weiß auch nicht, wie es gekommen ist. Gerade wie ich auf dem Dach ankomme, hab' ich's gemerkt!“

Er kommt von einer Schneeballschlacht zurück. Durch die Hintertür. Legt sich ins Bett und läßt sich Fliedertee machen. „Ich bin ein bischen naß geworden, Liebling. Wenn ich schwitze, brauche ich nicht erst zu husten.“

Ein bischen! Die gesammte Garderobe hängt am Ofen, die Stiefel umgestülpt, damit das Wasser rausläuft!

Er macht sich eine Art Gipsverband um sein Knie. Das hat er sich ja vom Vater abgeguckt. Zwei kleine Freundinnen stellen sich davor, damit es die Mama nicht sieht. „Die regt sich gleich so auf — das tut mir dann so leid — —“

In tausend Ängsten bin ich und darf es mir nicht merken lassen.

„Das gehört zum Jungen,“ sagt mein Mann, „das haben wir ebenso gemacht. Du nimmst ihm ja die Freude, wenn du ihm immer zeigst, daß du dich bei seinen Spielen ängstigst. Möchtest du denn 'ne Schlafmütze haben als Sohn?“

Ich? Nein, gewiß nicht! Und ich zeige ihm schon nicht mehr mein Entsetzen, wenn er als — „große Schildkröte“ — auf dem Remisendach herumhüpft oder als Räuberhauptmann mit seiner Schar über Zäune klettert oder durch den Fluß schwimmt. Denn das Schwimmen hat er sich vom Lord abgesehen, und tauchen tut er wie 'ne Ente. Nur wenn's gar zu schlimm wird und die Kriegswut der Indianer oder das Schlachtengebrüll der Räuber nicht mehr zu dämpfen ist, greife ich in meiner Herzensangst zu einer List —

„Komm, Fritzchen, aufs blaue Sofa — — mir fällt da eine Geschichte ein — —“

Und seine helle Stimme tönt aus dem Schlachtgetümmel zurück —

„Ja, Liebling, geh nur schon — — ich komme auch nachher!“

Und ich sitze auf dem blauen Sofa und warte auf meinen Helden; es dämmert, und leise tickt die Uhr. Und nach und nach vergesse ich in der Stille, daß ich auf meinen Jungen warte. Wie ein Traumbild taucht die glückliche Zeit vor meinem innern Blick auf, als Tante Wera Krokodil und die dicke Emma der Leuchtturm war; als sein Lieblingsplätzchen Mamas Schoß war, in dem das Köpfchen ruhte, wenn wir von dem blauen Sofa aus unsere Weltreisen antraten, ach, an jene glückliche Zeit, als mein wilder Junge noch kein Sextaner war. Wie war sie schön, die Zeit! Wie war sie schön!

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. Berlin W. 30.

Willibald Alexis, Erinnerungen. Geh. 3 M., geb. in Kaliko 4 M.

Baldwin-Wilke, Das Teufelchen von nebenan. Eine humoristische Erzählung in 18 Kapiteln. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Leo Berg, Heine-Nietzsche-Ibsen. Essays. Geh. 1.50 M. Geb. 2.30 M.

Maximilian Bern, Es sagen die Leute. Fremdländische Sinnsprüche. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Emma Böhmer, Wenn die Sonne untergeht. Roman. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

Michel Corday, Das Gedächtnis des Herzens. Roman. Deutsch von H. Michalski. Geh. 2.50 M., Geb. 3.50 M.

Marie v. Ebner-Eschenbach, Die Prinzessin von Banalien. Mit Illustrationen von Hanns Anker. Kart. 2.50 M.

Frederik van Eeden, Die Nachtbraut. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Ernst Eilers, Haus Ellerbrook. Roman. Geh. 4.50 M., geb. 5.50 M.

El-Correï, Siehe — es beginnt zu tagen. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Selig aus Gnade. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Georg Engel, Der verbotene Rausch. Novellen. 5. Auflage. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

— Der Reiter auf dem Regenbogen. Roman. 8. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Hann Klüth. Roman. 23. Auflage. Wohlf. Ausgabe. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Die Last. Roman. 3. Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

— Zauberin Circe. Berliner Liebesroman. 5. Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H.
Berlin W. 30.

Philipp Kniest, Von der Wasserkante. 6. Auflage. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Wind und Wellen. 3. Auflage. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Kaufleute und Schiffer. 2. Auflage. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— An Bord und Strand. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Aus Sturm und Not. 2. Aufl. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Aus der guten alten Zeit. Gr. 8°. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Ebbe und Flut. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Mite Kremnitz, Ist das — das Leben? Roman. Geh. 4 M. geb. 5 M.

— Eine Hilflose. Roman. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Was die Welt schuldig nennt? Novellen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Die Getäuschten. Roman. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Rudolf Lothar, Das Leben sagt nein. Novellen. Geh. 2 M. geb. 3 M.

— Kurfürstendamm. Roman. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Karin Michaëlis, Betty Rosa. Roman. Deutsch von Mathilde Mann. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

— Däumelinchen. Erzählung. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Alex. Moszkowski, Riviera-Expreß. Humoresken. 3. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Top Naeff, Der stumme Zeuge. Tagebuchblätter. Deutsch von Else Otten. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Edith Nebelong, Unfruchtbar. Roman. Deutsch von Helene Klepetar. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Hans Olden, Narren der Natur. Novellen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

L. Felix Pinus, Die Entfesselten. Novellen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Rudolf Presber, Das Mädchen vom Nil. 6. Auflage. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

— Die sieben törichten Jungfrauen. 5. Aufl. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Von Kindern und jungen Hunden. 9. Aufl. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

— Die Diva und andere. 6. Aufl. Geh. 3 M., geb. 4 M.

— Von Leutchen, die ich lieb gewann. 25. Aufl. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

— Theater. Ein Bündel Satiren. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Der Vetter aus Köln. Kleine Schwänke. Geh. 1 M., geb. 1.80 M.

— Also sprach Shakespeare. 2. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Der Knick im Ohr. Geh. 1 M., geb. 2 M.

Herm. Siegfr. Rehm, Lachende Masken. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Karl Retsiem, Mit Schiller durch das Jahr. Buchschmuck von Oskar Theuer. Geh. —.75 M.

Max Ring, Erinnerungen. Gr. 8°. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Karl Rosner, Georg Bangs Liebe. Roman. 4. Aufl. Geh. 4 M., geb 5 M.

— Rinnender Sand. Novellen. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Sehnsucht. Roman. 8. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Der Ruf des Lebens. Roman. 2. Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Die Mumienhand. Geh. 1 M., geb. 1.80 M.

Robert Saudek, Eine Gymnasiastentragödie. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Robert Saudek, Dämon Berlin. Roman. 10. Aufl. Volksausgabe. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Der Mikado. Roman. 3. Aufl. Geh. 4. M., geb. 5. M.

Alice Schalek, Schmerzen der Jugend. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Auguste Schidlof, Knospen, Gedichte eines Kindes. Geh. 1.20 M., geb. 1.80 M.

Freiherr von Schlicht, Leutnantsliebe. Geh. 1 M., geb. 1.80 M.

Manuel Schnitzer, Das Buch von Peter und Fann. Nach den Erzählungen einer jungen Mutter. 3. Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Werner von der Schulenburg, Die Chronik der Stadt Söderburg. Roman. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

— Eine Winterfahrt durch die Provence. Dichtung mit Illustrationen von Lelée-Arles. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Walther Schulte vom Brühl, Helinor. Eine Dichtung Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Aus dem Geheimbuch eines Regierenden. Roman. Geh. 2 M., geb. 3 M.

— Silberne Schalen. Roman. Geh. 4.50 M., geb. 5.50 M.

— Der Meister. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Die Revolutzer. Roman. 3. Aufl. Geh. 5 M., geb. 6 M.

— Sachsenschädel. Roman. 3. Aufl. Geh. 3 M., geb. 4 M.

— Der Prinz von Pergola. Roman. 2. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Die Sünderin. Novelle. Geh. 1.80 M., geb. 2.50 M.

Ewald Gerhard Seeliger, Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Ewald Gerhard Seeliger, Der Schrecken der Völker. Ein Weltroman. 5. Aufl. Geh. 4 M., geb. 5.20 M.

Bernhard Shaw, Sozialismus für Millionäre. M. 1.—.

Richard Skowronnek, Das Verlobungsschiff. Humoristischer Roman. 10. Auflage. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Die Stimme der Großen. Herausgegeb. von Dr. Otto Kra[illegible].

Bd. 1. Friedrich der Große. Kart. 1.60 M.

Bd. 2. Königin Luise. Kart. 1.60 M.

Bd. 3. Napoleon I. Kart. 1.60 M.

Bd. 4. Voltaire. Kart. 1.60 M.

Fritz Stöber, Mein Haideland. Gedichte. Mit 21 Illustrationen von Paul Prött. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Rudolf Stratz, Die zwölfte Stunde und andere Novellen. 5. Auflage. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

Alfred Streit, Von der Wiege bis zum Frack. Eine immerhin ernste Geschichte. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

Henning von Sydow, Die Sünde aber der Eltern. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

Traugott Tamm, Gül Hanum. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Im Lande der Jugend. Roman. 7. Aufl. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Im Lande der Leidenschaft. Roman. 3. Aufl. Geh. 3.50 M., geb. 4.50 M.

— Auf Wache und Posten. Roman. Geh. 4 M., geb. 5 M.

— Im Föhn. Erzählung. Geh. 1 M., geb. 1.80 M.

Henry F. Urban, Lederstrumpfs Erben. Geh. 2.50 M., geb. 3.50 M.

— Aus dem Dollarlande. 2. Aufl. Geh. 2.50 M., geb. M. 3.50.

— Der Eisberg. Humoresken. 2. Aufl. Geh. 2 M., geb. 3 M.



Druck: C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen (Bez. Halle).



